



Stanislav Heczko

Brücke der Liebe

Mein Leben zwischen Ost und West

Stanislav Heczko

Brücke der Liebe

Mein Leben zwischen Ost und West

Stanislav Heczko

Brücke der Liebe

Mein Leben zwischen Ost und West



Tschechischer Originaltitel: „Most Lásky“

© 2003 Stanislav Heczko

Heczko Stanislav

Brücke der Liebe: Mein Leben zwischen Ost und West

Kornal: Licht im Osten, 2006. – 80 s.

Aus dem tschechischen von Katja Streit

ISBN 3-935435-49-5

© 2006 by «LICHT IM OSTEN», D-70825 Kornal

Inhalt

Meine Heimat – Das Teschener Land	9
Mein Elternhaus	10
Erste Erfahrungen der Gnade Gottes in meinem Leben . . .	11
Krieg, Schule und Sport	13
Wie das Evangelium in unser Haus kam	16
Berufung zum Predigtdienst und Theologiestudium	18
Meine ersten Erfahrungen	21
Ehe und Familie	24
Versuche der Staatsmacht, meine Arbeit zu behindern . . .	28
Kontakte zu Christen in der Sowjetunion	31
Die Situation im Bund der Evangeliumschristen-Baptisten der Sowjetunion	34
Hochzeit – oder eine christliche Konferenz?	36
Weitere Kontakte	40
Kontakte zum Missionsbund LICHT IM OSTEN Kornthal und Hilfe für die Christen in der Sowjetunion . . .	42
Perestrojka und offene Grenzen	46
Alte und neue Verbindungen in die Karpato-Ukraine . . .	49
Der Bau von Gemeindehäusern und die wirtschaftliche Situation in der Ukraine	53
Beziehungen zwischen den Kirchen	57
Juden und Roma in der Karpato-Ukraine	59
Hilfe für die Ukraine aus den westlichen Ländern	61
Weitere Begegnungen, die mein Leben bereicherten	64
Zwei Dienstreisen und eine halbdienstliche Reise in die Sowjetunion	66
Zwei Reisen in die Vereinigten Staaten von Amerika	70
Rückblick auf mein Leben	75

„Ihr kennt die Gnade unseres Herrn Jesus Christus: obwohl er reich ist, wurde er doch arm um eurerwillen, damit ihr durch seine Armut reich würdet.“ (2 Kor 8, 9)

„Wir sind sein Werk, geschaffen in Christus Jesus zu guten Werken, die Gott zuvor bereitet hat, dass wir darin wandeln sollen.“ (Eph 2, 10)

Eine ganze Reihe von Glaubensgeschwistern ermutigte mich, meine Erinnerungen aufzuschreiben und zwar besonders über die Kontakte zu Gläubigen in der ehemaligen Sowjetunion, vor allem in der Karpato-Ukraine. Nur zögernd nehme ich diese Aufgabe in Angriff und bete, dass mein Zeugnis den Herrn Jesus Christus verherrlichen möge, dessen Name über allen Namen ist.

Meine Heimat – Das Teschener Land

Das Teschener Land liegt im Nordosten der Tschechischen Republik, in Schlesien, an der polnischen und slowakischen Grenze, dort wo vier Sprachen und Kulturen aufeinandertreffen: die polnische, tschechische, slowakische und vor dem Zweiten Weltkrieg auch die deutsche. Hitlers Vernichtungslager Auschwitz liegt nur 60 km entfernt und Krakau, die ehemalige Hauptstadt des polnischen Königreichs, 140 km. Der polnische Ort Wadowice, in einer Entfernung von 100 km, ist der Geburtsort des ersten slawischen Papstes, Johannes Paul II.

Bis zum Ende des Ersten Weltkriegs gehörte das Teschener Land zu Österreich-Schlesien. Im Jahr 1920 wurde es geteilt – der westliche Teil kam zur neu entstandenen Tschechoslowakei, der östliche zum wiederhergestellten Polen.

Das Teschener Land liegt in einem Gebiet, in dem die Reformation Martin Luthers tiefe Wurzeln geschlagen hat. Auch die grau-

same Gegenreformation im 17. und 18. Jahrhundert konnte die Saat des Evangeliums nicht ausrotten. Der Bau der Gnadenkirche in Teschen (tschechisch: Těšín, polnisch Cieszyn) in den Jahren 1709-1753 trug zur Festigung des reformatorischen Gedankenguts bei. Hier stand auch die Wiege des evangelischen Pfarrers Jiří Tøanovský, eines Zeitgenossen von Johann Amos Comenius und Herausgeber des berühmten Gesangbuchs „Cithara sanctorum“ (1635).

Jeder hat wohl seine Heimat, die für ihn der schönste Ort der Welt ist. Ich stimme mit dem Schriftsteller Hůlka-Laskovský überein, der ein Nachfahre tschechischer Exilanten ist. Er stammt zwar nicht aus dem Teschener Land, doch er hielt es für den schönsten Winkel der Erde. Es ist ein kleines Gebiet, doch man findet fast in jeder Stadt und jedem Dorf eine protestantische Gemeinde.

Mein Elternhaus

Meine Mutter wurde in den Bergen geboren, in Bystøice, einem Dorf im Teschener Land unweit der polnischen Grenze. In dieser Gegend verbrachte sie ihr ganzes Leben. Sie hatte acht Geschwister, von denen vier in frühester Kindheit starben. Ihre Familie war sehr arm. Die Kinder schliefen auf Stroh, nur die Eltern hatten ein Bett. Meine Mutter musste schon als sechsjähriges Mädchen als Magd bei einem Bauern arbeiten, wo sie 19 Jahre lang bis zu ihrer Hochzeit blieb.

Ich wurde 1929 als zweites Kind geboren. Meine ältere Schwester starb aber bereits im Alter von zwei Jahren. Wir lebten zwar in dem Teil des Teschener Landes, der zur Tschechoslowakei gehörte, doch in der Gegend, wo ich aufwuchs, sprach man polnisch.

Mein Vater war Arbeiter in der Eisenhütte von Tøinek, doch während der Weltwirtschaftskrise verlor er seine Arbeit und starb bereits mit 37 Jahren. Ich war damals noch nicht ganz vier Jahre alt. Ich erinnere mich, wie ich bei seiner Beerdigung weinte, als man ihn aus dem Raum trug, wo er seit seinem Tod gelegen hatte, und wie ich fragte, wohin sie meinen Papa bringen.

Meine Mutter heiratete später den Witwer Pavel Mrózek, der in seiner ersten Ehe zehn Kinder großgezogen hatte. Er war mir ein guter Vater und ermöglichte mir genauso wie seinen eigenen Kindern eine Ausbildung. In der zweiten Ehe meiner Mutter wurde mein jüngerer Bruder Jan geboren.

Meine Mutter erzählte mir häufig aus ihrem Leben, über ihre schwierige Kindheit und das harte Leben einer gewöhnlichen Dienstmagd. Das half, meinen Charakter zu formen und prägte meinen Bezug zum harten Leben und ich lernte das zu schätzen, was ich habe.

Erste Erfahrungen der Gnade Gottes in meinem Leben

Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, kann ich dankbar bekennen, dass Gott mich seit frühester Kindheit vorbereitet und geformt hat. Ich sehe in der Erinnerung Szenen aus meiner Kindheit, durch die er mich zu sich zog und rief, Situationen und Momente, in denen ich seine Liebe erkennen konnte. Hier ein paar Beispiele:

Das erste Weihnachtsfest ohne Vater. Der Heilige Abend rückte näher. Wir waren so arm, dass wir wohl nicht einmal einen Christbaum haben würden. Darüber vergoss ich Tränen. Doch meine Mutter sagte, dass der Herr Jesus nicht möchte, dass Kinder am Weihnachtstag traurig sind und wir auf jeden Fall einen

Baum haben würden. So geschah es auch. Der Herr Jesus wollte wirklich nicht, dass ich traurig war.

Als ich in der zweiten Klasse war, starb einer meiner Mitschüler. Er spielte unvorsichtig mit dem Gewehr seines Vaters und erschoss sich. Die ganze Klasse ging zur Beerdigung. Dort hörte ich in dem Lied „Komm zum Heiland, komm noch heute“ zum ersten Mal den Ruf des guten Hirten.

Mein Großvater mütterlicherseits war ein bibelfester Mann und schrieb nächtelang mit seiner schönen Schrift Bücher ab, die er vom Pfarrer ausgeliehen hatte. Oft betete er mit den Worten: „Gott, sei mir Sünder gnädig.“ Ich erinnere mich an einen Besuch beim Großvater und sehe ihn noch heute vor mir, wie er am Tisch sitzt und in der Bibel liest. Meine Großmutter bereitete währenddessen ganz ruhig das Abendessen vor und meine Kinderseele wurde von dieser besonderen Atmosphäre der Stille und des Segens erfüllt.

Und noch ein Bild habe ich im Gedächtnis. Es ist das bekannte Bild vom breiten und vom schmalen Weg. Nur der schmale Weg führt zum Leben. Dieses Bild hing bei meiner Tante an der Wand und ich bin immer wieder lange andächtig davor gestanden. Einige Zeit sang ich auch im Kirchenchor und stand dann meist neben der Orgel.

Aus Erzählungen weiß ich, dass ich mich manchmal auf einen Stein stellte und anderen Kindern eine „Predigt“ hielt. Einmal soll ich ein weißes Laken genommen, einen Maulwurf beerdigt und dabei einen evangelischen Pfarrer nachgeahmt haben.

Zu Hause las man zwar nicht die Bibel, aber am Sonntagnachmittag wurde in der Familie die Postille¹ vorgelesen. Ich mochte das Gesangbuch, kannte einige Lieder und versuchte sogar, ein neues zu dichten.

Im Herbst 1939 fand in unserer evangelischen Kirche der letzte Gottesdienst in polnischer Sprache statt. Nach der deutschen Besetzung Polens wurde der Teil des Teschener Lands, der zu Polen gehörte, dem Großdeutschen Reich angegliedert. Die Kirche war voll. Wir sangen das Lied: „Großer Gott, wir loben dich; Herr, wir preisen deine Stärke“, dessen letzte Strophe lautet: „Herr, erbarm, erbarme dich. Lass uns deine Güte schauen, deine Treue zeige sich, wie wir fest auf dich vertrauen. Auf dich hoffen wir allein. Lass uns nicht verloren sein!“ Gott schenkte uns die Gnade, dass wir nicht zugrunde gingen. Alle sangen aus ganzem Herzen und am Ausgang stand der Pfarrer und gab jedem die Hand. Zum ersten Mal in meinem Leben gab ich einem Diener Gottes die Hand. Ich konnte mir damals nicht vorstellen, wie meine Zukunft aussehen würde. Doch dieses Lied hallte in meinem Leben unzählige Male wieder und stärkte meinen Glauben. Das war als Kind meine größte geistliche Erfahrung.

Krieg, Schule und Sport

Als Dorfkind war ich ständig in Bewegung. Die Nachbarn sagten, dass ich als kleiner Junge nicht ging, sondern immer rannte. Nach einiger Zeit war ich schließlich der beste Langstreckenläufer im ganzen Bezirk Ostrava. Ich las auch gerne. Meine Lieblingslektüre waren die Bücher von Karl May, die ich fast alle im Original gelesen habe. Diese beeinflussten auch sonst meinen Zeitvertreib mit meinen Freunden. Wir bastelten uns Pfeil und Bogen und schossen damit um die Wette.

Dann kam der 1. September 1939. Der Zweite Weltkrieg begann. Ich hörte in der Ferne die ersten Schüsse und sah bald auch ein tief fliegendes Flugzeug mit Unheil verkündenden schwarzen Kreuzen auf den Flügeln, also ein Flugzeug der deutschen Wehrmacht. Wir gingen in diesen Tagen nicht zur Schu-

le. Ständig rechneten wir damit, dass wir umgesiedelt würden und deshalb hatten wir unter den Betten unsere Rucksäcke mit den wichtigsten Dingen liegen. Meine Stiefschwester und ihr Mann waren im Konzentrationslager. Aber sie überlebten Gott sei Dank diese furchtbare Zeit.

Die Deutschen wollten die ganze Gegend germanisieren und schlossen daher alle polnischen Schulen, so dass wir von da an in deutsche Schulen gingen. Ich besuchte den ganzen Krieg über eine deutsche Schule. Die guten Deutschkenntnisse kamen mir später zugute. Durch meine Sprachkenntnisse konnte ich Kontakte zu Christen im Westen knüpfen und ihre Bereitschaft zu humanitärer Hilfe für die Glaubensgeschwister im Osten wecken. Doch damit greife ich den Ereignissen voraus.

Nach dem Krieg ging ich im polnischen Teil Teschens, also in Cieszyn, zur Schule, da die Behörden in der Tschechoslowakei 1945 noch nicht in der Lage waren, eine Mittelschule mit Polnisch als Unterrichtssprache einzurichten. Deshalb überquerten manche von uns Kindern jeden Tag den durch die Stadt strömenden Fluss, der die Grenze zu Polen bildete. Daran anschließend besuchte ich die Handelsakademie und wohnte einige Zeit im Internat, wo ich auch Schach spielen lernte. Beindruckt von einem Buch des schwedischen Läufers Gunder Hägg, der so ziemlich alle Weltrekorde im Langstreckenlauf innehatte, begann ich, Laufen zu trainieren.

Doch Kindheit und Jugend bestanden nicht nur aus Schule und Spiel. Ich musste meinen Eltern viel sowohl bei der Feldarbeit als auch im Haus helfen. Da unsere Wohnung klein war, schlief ich auf dem Dachboden, wo die Temperatur im Winter bis unter den Gefrierpunkt fiel. Die Ernährung war sehr einfach, allerdings mit viel frischem Obst und Gemüse. Ich versuchte, auf körperliches Training zu achten. Der Tag begann frühmorgens

mit einem Bad im Bach, dann machte ich einige Übungen am Reck und rannte schließlich zum Zug. Wenn ich zurückschaue, sehe ich auch hier Gottes Gnade und Weisheit, da ich so, ohne es zu ahnen, auf den anspruchsvollen Dienst als Prediger und auf die künftigen Reisen in den Osten vorbereitet wurde, die eine gute Kondition erforderten.

Da ich sehr sportbegeistert war, wollte ich nach dem Abitur an der Sportakademie in Warschau studieren. Ich bestand die Aufnahmeprüfungen und wurde angenommen. Das war im Jahr 1949. Ein Jahr zuvor hatten in unserem Land die Kommunisten die Macht übernommen. Sie verboten jegliches Studium im Ausland. So war mein Traum, als tschechoslowakischer Bürger in Warschau Sport zu studieren, ausgeträumt. Meine Freunde rieten mir, zunächst arbeiten zu gehen und die weitere Entwicklung abzuwarten. In einem Sportclub in der Nähe, in dem ich öfters trainierte, arbeitete zu der Zeit ein einflussreicher Funktionär, der für mich eine Möglichkeit sah, in Polen zu studieren. „Überleg es dir“, sagte er, „und sag mir morgen, wie du dich entscheidest“. Meine Mutter riet mir, das Studium nicht zu beginnen, ließ mir aber die Freiheit, selbst darüber zu entscheiden. Am nächsten Morgen nahm ich mein Fahrrad und wollte zu dem Herrn fahren. Unterwegs hörte ich an einer Wegkreuzung eine Stimme: *Fahr nicht dorthin*. Da kehrte ich um und fuhr nach Hause zurück. Auch heute noch, immer wenn ich an dieser Stelle vorbeifahre, danke ich meinem Gott aus tiefem Herzen, dass er mich an dieser Kreuzung dorthin schickte, wohin er mich haben wollte.

Meine Mutter spielte bei den wirklich wichtigen Entscheidungen in meinem Leben eine Schlüsselrolle. Einmal schickte mir jemand eine Einladung zu einer Silvesterfeier. Meine Mutter riet mir, nicht hinzugehen. Ich danke Gott bis zum Ende meines Lebens für diesen guten Rat meiner Mutter und dafür, dass

ich auf sie gehört habe. Wer weiß, wie mein Leben sonst verlaufen wäre.

Einmal brachte ich nach einem Sieg den Pokal nach Hause und hoffte, dass meine Mutter mich loben und stolz auf mich sein würde. Sie empfing mich aber mit dem Satz, der mich im ersten Moment ärgerte, sich später jedoch als segensreich erwies: „Wenn du wüsstest, welch bitteren Kelch dein Herr für dich austrinken musste, würdest du anders reden.“ Wie wichtig ist doch in der Entwicklung eines Menschen eine weise Mutter! Sie war eine einfache, ungebildete Frau, die nur vier Jahre lang zur Schule gegangen war. Wenn ich an ihrem Grab stehe, danke ich Gott von Herzensgrund für meine Mutter.

Dabei war ich längst nicht immer ein vorbildlicher Sohn. Ich war auch kein „Muttersöhnchen“, aber ich versuchte, gemäß dem göttlichen Gebot meine Eltern zu ehren. Das bringt großen Segen.

Wie das Evangelium in unser Haus kam

Eines Sonntags besuchte uns mein Onkel, der Bruder meiner Mutter. Er erzählte ihr von seiner Liebe zu Gott und rief sie zur Bekehrung auf. Sie regte sich darüber zunächst sehr auf und verkündete in ihrer resoluten Art, zwischen ihr und Gott sei alles in Ordnung. Sie wäre schließlich getauft und gehe zur Kirche. Der Onkel war nicht beleidigt, ging aber in etwas gedrückter Stimmung weg. Aber der Geist Gottes hatte bereits in ihr zu wirken begonnen. Meine Mutter setzte sich an den Tisch und schrieb ihrem Bruder einen Entschuldigungsbrief. Sie nahm gläubig den Herrn Jesus als ihren persönlichen Retter an. Mein Stiefvater kam einige Jahre später auch zum Glauben. Auch er ließ sich taufen und starb im Frieden mit Gott.

Mutter wurde zu einer Missionarin in unserer Nachbarschaft. Durch ihr Zeugnis kamen einige Menschen zum Glauben an den lebendigen Gott. Ich leistete jedoch lange Widerstand, weil meine Verbindungen zur Welt sehr stark waren. Die sportlichen Erfolge, die immer noch offene Aussicht auf ein Studium an der Sportakademie und meine Beliebtheit bei den Menschen waren mir wichtig. Doch auch bei mir war es eines Tages so weit.

In der Gemeinde in Horní Suchá fand eine Jahresversammlung statt. Meine Mutter rief eines frühen Morgens zu mir hinauf, ob ich mitkäme. Doch ich antwortete, dass ich lieber zu Hause bliebe. Aber dann sprang ich doch, von einer merkwürdigen Kraft getrieben, aus dem Bett und erreichte in letzter Minute den Zug. Am Vormittag fand eine Abendmahlsfeier statt und mir wurde klar, dass ich nicht würdig war, zum Tisch des Herrn zu gehen. Am Nachmittag setzte ich mich, zusammen mit anderen jungen Leuten, in die hinterste Bank. Prediger Zwak holte uns aber alle nach vorn in die erste Bank. Der Gottesdienst begann. Ich erinnere mich heute nicht mehr an die Predigt. Aber ich nahm mir etwas vor: Wenn heute nichts passieren würde, wäre ich zum letzten Mal in einem Gottesdienst. Und es geschah nichts. Ich dachte nämlich, es müsse etwas vom Himmel auf mich fallen. Das hat mein Vetter Vilém Bocek bemerkt. Er lud mich in die Wohnung seiner Mutter ein. Dort las er mir ein Lied aus einem polnischen Gesangbuch vor: „Wenn die Sünde dich zu Boden drückt und das Herz vor Schmerzen stöhnt, dann lauf mit deinen Ängsten zum Heiland, er gibt dir Frieden und Glück.“ Nach diesem Lied kniete ich nieder und betete zum ersten Mal aus ganzem Herzen. Ich schrie zu Gott. Dazu „lieh“ ich mir das Gebet meines Großvaters: „Gott, sei mir Sünder gnädig.“ Dieses Gebet öffnete mir den Himmel und ich wusste, dass Gott mir vergibt. Daraufhin bat ich meine Mutter um Vergebung und mein Onkel nannte mich zum ersten Mal im Leben „Bruder“.

Meine Umkehr war ehrlich und eindeutig. Noch wenige Tage zuvor hatte ich eine Sportmannschaft trainiert und nun begann eine tiefgreifende Veränderung. Am nächsten Tag fuhr ich wie immer zur Arbeit. Ich war als Beamter in der polnischen Nationalbank in Cieszyn angestellt. Im Zug sprach mich eine junge Frau aus der Nachbarschaft in Gegenwart meiner Freunde an: „Stanislav, stimmt es, dass du ein Sektierer geworden bist?“ Auf diese Frage war ich nicht vorbereitet, aber ich bekannte schlicht und einfach, dass ich am Tag zuvor zum Glauben an Jesus Christus als meinem persönlichen Heiland gekommen sei, dass ich damit aber kein Sektierer sei. Durch ihre öffentliche Frage half sie mir, Brücken hinter mir abzurechen, damit ich keinesfalls der Versuchung erlag, auf den breiten Weg zurückzukehren. Auch bei der Arbeit erzählte ich von meinem Glauben. Wie wichtig ist es, gleich nach der Bekehrung den Herrn vor den Menschen zu bekennen (Röm 10, 10).

Berufung zum Predigtdienst und Theologiestudium

Nach meiner Bekehrung genoss ich bei jeder Gelegenheit die Gemeinschaft mit gläubigen Christen. Einen großen Einfluss auf mich hatte der evangelische Pfarrer Santarius, der zwar nicht in Hrádek, aber in einer anderen Gemeinde im Teschener Land Dienst tat. Er besuchte unsere Gemeinden häufig und hatte eine gute Beziehung zu ihnen. Als sich diese Gemeinden später der Tschechischen Brüderunität anschlossen, bemühte er sich darum, dass sie in die evangelisch-lutherische Kirche zurückkehrten und dort die evangelikale Bewegung verstärkten. Auch für mich waren seine Besuche eine Ermutigung und eine Bestätigung, dass die Gemeinde in Hrádek keine Sekte ist, wie ich früher dachte. Gerade der Dienst dieses lutherischen Pfarrers befreite mich von diesen Gedanken. Pfarrer Santarius hatte eine

evangelistische Gabe und legte es jungen Christen ans Herz, Theologie zu studieren. Zudem bemühte er sich darum, dass die Pfarrstellen mit bekehrten und evangelikalen Pfarrern besetzt wurden. Ich kann ihn als einen meiner geistlichen Väter bezeichnen.

Bereits in dieser Zeit fühlte ich mich zum Evangelisten berufen. Aber ich war mir nicht sicher, ob es von Gott kam oder ob es nur meine eigenen Vorstellungen waren. Ich wollte nichts Falsches tun und holte die Meinung reiferer Christen ein, von denen sich allerdings keiner eindeutig festlegte. Jetzt mit dem nötigen zeitlichen Abstand sehe ich, dass diejenigen, die mich vor dem Theologiestudium warnten, in einigen Punkten durchaus Recht hatten. Aber dann kam ein entscheidender Abend. Meine Mutter erzählte mir: „Als du 18 Monate alt warst, wurdest du auf einmal todkrank. Ich betete zu Gott so gut ich konnte und versprach, wenn du gesund würdest, würde ich dich als Pfarrer ausbilden lassen. Wenn dich jetzt der Herr ruft, dann geh.“ Sie hatte mir davon zuvor nie etwas erzählt.

Nun aber war mir alles klar und ich zögerte nicht länger. Ich kündigte bei der polnischen Nationalbank und am 31. Oktober 1951, mit 22 Jahren, fuhr ich nach Bratislava in die Konventná-Straße 13 und begann das Studium an der Evangelisch-theologischen Fakultät. Dort lernte ich František Ciesar kennen, mit dem ich bis heute befreundet bin.

In der Anfangszeit meines Studiums wurde im Teschener Land eine große Spannung deutlich zwischen der Schlesischen Evangelischen Kirche und den Gemeinden des Verbands Entschiedener Christen, die sich im März 1951 der damaligen Tschechischen Brüderunität, der heutigen Brüderkirche, anschlossen. Da einige von uns Studenten regelmäßig andere Gemeinden als die der Evangelisch-lutherischen Kirche besuchten, stellte uns die

Leitung der Fakultät in Bratislava ein Ultimatum: Entweder wir brächen alle Kontakte zu anderen Kirchen ab oder wir müssten die Fakultät verlassen. In dieser Situation stand mir der Onkel meiner zukünftigen Frau geistlich bei. Wir fuhren mit ihm nach Prag an die Evangelisch-theologische Comenius-Fakultät, wo uns der Dekan, Prof. J. L. Hromádka, unter der Bedingung aufnahm, dass wir eine Erklärung unterschrieben, wir wechselten die Fakultät aus eigener persönlicher Entscheidung und nicht unter Druck. Das war im Februar 1952.

In Prag war ich überrascht von der guten ökumenischen Atmosphäre an der Fakultät. In Bratislava hatten nur junge Leute aus der Evangelisch-lutherischen Kirche der Slowakei und aus dem Teschener Land studiert und es herrschte dort ein enger Konfessionalismus, wohingegen in Prag Angehörige ganz verschiedener Kirchen studierten. Sie kamen aus der Evangelischen Kirche der Böhmischen Brüder, der Brüderunion der Baptisten, der Tschechischen Brüderunität, der Brüderunion sowie Reformierte aus der Slowakei, Methodisten und Adventisten. Die Professoren waren sehr kompetent und echte Kapazitäten in ihren Fächern. Besonders erinnere ich mich an Professor Jan M. Lochman, damals geistlicher Leiter am Theologischen Seminar in Jircháøe. Er lehrte später in Basel und wurde zwei Mal zum Rektor der Universität Basel gewählt. Eines Abends kam er zu K. Bujok und mir und sagte: „Wir wissen, dass Ihr Herz für die Tschechische Brüderunität schlägt und wir haben nichts dagegen, wenn Sie nach Abschluss des Studiums dort Prediger werden.“

Im Jahr 1955 schloss ich das Studium der Theologie in Prag ab. Damals ahnte ich noch nichts von den großen Herausforderungen der folgenden Jahre.

Meine ersten Erfahrungen

Da ich mein Theologiestudium nicht auf Empfehlung des Ältestenrats der Tschechischen Brüderunität begonnen hatte, kam mir überhaupt nicht in den Sinn, dass ich dort Prediger werden könnte. Zudem musste ich nach dem Studium erst einmal für zwei Jahre zur Armee. Kurz vor dem Ende meines Wehrdiensts besuchte mich in Opava der damalige Prediger von Ostrava, Dr. Jan Urban, und fragte mich nach meinen Zukunftsplänen. Ich sagte ihm, dass ich in der Sonntagsschule in Hrádek aushelfen wolle. Seine Reaktion kam für mich überraschend. Er schlug mir nämlich vor, neben meinem Beruf in der Gemeinde in Ostrava als Laienprediger zu arbeiten. Ich sagte dazu spontan Ja.

1958, nach einem Jahr in Ostrava, wurde ich nach Velká Lhota in der Walachei berufen. Zu dieser Zeit war ich bereits verheiratet. Wenn ich gefragt werde, wie und wo ich meine Frau Halina kennen gelernt habe, erzähle ich gerne, dass ich sie in der Gemeinde und nicht auf dem Tanzparkett kennen lernte. Ich danke Gott für seine Gnade, dass er mir solch eine wunderbare Frau gab, die es mit mir nicht immer leicht hatte. Als Predigersfrau stand und steht sie mir in guten und schlechten Tagen treu zur Seite.

Unseren Umzug in die Walachei haben wir nie bedauert. Ich arbeitete beruflich in Ro•nov pod Radhořtim und widmete mich in meiner freien Zeit dem Dienst als Laienprediger in der Gemeinde in Velká Lhota. Ich stand um viertel vor vier Uhr auf, arbeitete auch samstags und hatte in den ganzen sechs Jahren keinen Erholungsurlaub, da ich meine Urlaubstage für Konferenzen und Beerdigungen brauchte.

Ich fuhr mit dem Motorrad zur Arbeit und häufig auch zu den Versammlungen in den Dörfern. Eines Abends waren meine Fin-

ger stark durchgefroren. Ich musste anhalten, um mir die Hände zu wärmen. Da hörte ich eine Stimme, als stünde der Herr direkt neben mir: „Ich mache keine Fehler. Jeder andere an deiner Stelle wäre krank.“ Ich verstand, dass mir jetzt die körperliche Abhärtung half, die ich in meiner Kindheit erworben hatte.

Im Pfortnerhaus der Fabrik saß ein älterer Mitarbeiter, ein überzeugter Kommunist. Er sprach mich einmal an: „Ich wundere mich über Sie, dass Sie über Ihren christlichen Glauben sprechen. Glauben Sie, was Sie wollen, aber mit Ihrer Bildung könnten Sie in einem Büro arbeiten. Sie tun mir Leid. Sie leisten wirklich die niedrigste Arbeit.“ In der Tat, meine Arbeit war schwer und vor allem auch sehr staubig. Dennoch konnte ich mit Gottes Hilfe diesem Mann bezeugen: „Ich halte es für normal. Der Herr Jesus sagte, dass jeder, der ihm nachfolgen will, sich selbst verleugnen, sein Kreuz auf sich nehmen und ihm nachfolgen soll. Ich bin niemand böse.“ In der Frühstückspause ging ich in den Lagerraum, weinte vor Freude und dankte Gott, dass ich Christ sein durfte. Ich kann mir das nicht anders erklären als dass der Geist Gottes mein Herz erfüllte. Diese Erfahrung hat mein Leben für viele Jahre geprägt.

Insgesamt arbeitete ich zehn lange Jahre in Fabriken an verschiedenen Orten. Auf diese Weise gewann ich viel Lebenserfahrung. Andererseits habe ich manches theologische Fachwissen vergessen, vor allem auch die biblischen Sprachen Griechisch und Hebräisch. Als Fabrikarbeiter konnte ich mich kaum für den Dienst am Wort Gottes vorbereiten. Meine Vorbilder waren die Brüder im Teschener Land, die alle berufstätig waren und nebenher Dienst in großen Gemeinden taten.

1966 wurde beschlossen, dass die Gemeinde in Tišín, die bis dahin eine Außenstation der Gemeinde Ostrava war, eigen-

ständig werden soll. Der Ältestenrat wählte mich zu ihrem Prediger. So wurde ich am 1. Februar 1967 Prediger aller Gemeinden unserer Kirche im Teschener Land. Damals konnten wir jedoch noch nicht nach Tišín umziehen, da wir keine Wohnung hatten. Ich fuhr mindestens zwei Mal pro Woche aus Opava hinüber zu meiner Gemeinde. Später zogen wir nach Havířov in eine kleine Eineinhalbzimmerwohnung, die dem Rat der Brüdergemeinde gehörte. Zu dieser Zeit hatten wir bereits zwei Söhne. Die meisten Möbel mussten wir bei Verwandten unterstellen. Meine Frau schlief auf dem Sofa und ich auf einem Klappbett. Dennoch erinnere ich mich gerne an diese Zeit in Havířov.

In Tišín traf sich die Gemeinde damals in gemieteten Räumen. Der Bau eines Gemeindehauses stand an. Da die Behörden den Bau aber nicht genehmigten, beschlossen meine Frau und ich, das Haus unter unserem Namen zu bauen, um es später der Gemeinde zu übergeben. Das war ein großes Wagnis, da wir als Gemeinde kein Geld hatten und wir vollkommen auf die Hilfe aller Teschener Gemeinden mit Geld und freiwilligen Arbeitsersätzen angewiesen waren. Es war unter diesen Umständen ganz undenkbar, öffentlich zu einer Geldsammlung für den Bau aufzurufen. Erst einige Jahre nach der Fertigstellung konnten wir das Haus offiziell der Gemeinde übergeben. Der Bau des Gemeindehauses trug aber sehr dazu bei, dass die Gemeinde eng zusammenrückte. Ich darf sagen, dass Gott uns in dieser Zeit ganz besonders vor den forschenden Blicken der Staatssicherheit bewahrte.

Im Dezember 1973 zogen wir in die noch nicht ganz fertige Wohnung nach Tišín und blieben dort, bis ich im August 1983 nach Brünn berufen wurde.

Ehe und Familie

Ich erwähnte bereits meine Frau, für die ich Gott täglich danke. Ich betrachte es als großes Glück, dass Gott mir solch eine wertvolle Begleiterin auf meinen Lebensweg mitgegeben hat. Wir hatten immer ein offenes Haus und zwar gerade in der Zeit, als Gott uns die Türe weit für den Dienst an unseren Glaubensgeschwistern im Osten geöffnet hat. Jedes Jahr hatten wir über 100 Gäste. Allein aus dem Osten waren es in all den Jahren etwa 2.500. Dazu kamen die vielen Besucher aus dem Westen, aus unserem eigenen Land und aus der Gemeinde. So hatte meine Frau alle Hände voll zu tun: sie musste kochen, die Unterkünfte herrichten, sich darum kümmern, wo sie am günstigsten einkaufen konnte, wie man an Fahrkarten und eine ganze Reihe anderer Kleinigkeiten kam. Sie war damit voll ausgelastet. Ich sage gerne, dass meine Frau keine Zeit gehabt hat, auch noch arbeiten zu gehen. Dabei denke ich an einen vollzeitlichen Beruf. Sie hatte die Wirtschaftsschule absolviert und hätte damals ohne Schwierigkeiten eine Stelle gefunden.

Fast während der gesamten Zeit unseres Dienstes hatten wir kein zweites Einkommen. Deshalb bekommen wir jetzt auch keine zweite Rente. Doch wir haben nie Mangel gelitten. Für jeden Gast hatten wir alles, was nötig war. Wir erlebten jahrelang den Segen und die Freude des Gebens, denn unser Herr sagte, dass es seliger sei zu geben als zu nehmen. Ich muss aber bekennen, dass es für meine Frau nicht immer leicht war. In der Nacht musste sie oft überlegen, wie sie finanziell bis zum nächsten Zahltag über die Runden kommt.

Gott schenkte uns drei Kinder – drei Jungen. Unser ältester Sohn Daniel (1958) ist Prediger der Brüderkirche in Prag. Ich erinnere mich, dass wir während seiner Schulzeit eines Tages ins Büro des Schulleiters gebeten wurden. Wir zerbrachen uns den Kopf,

was los sein könnte. Auch unser Sohn hatte keine Ahnung. Meine Frau ging dann in die Schule. Sie erzählte hinterher von einem aufschlussreichen Gespräch. Der Schulleiter zeigte ihr Daniels Heft, in dem zwei Fragen standen: *Welche Verpflichtungen haben deine Eltern an ihrer Arbeitsstelle zum Feiertag der Großen sozialistischen Oktoberrevolution, die im Jahr 1917 in der Sowjetunion stattfand? Beteiligt ihr euch als Familie an den Kundgebungen zum 1. Mai?* Die Antwort unseres Sohnes lautete: *Weil mein Vater Prediger ist und meine Mutter nicht arbeiten geht, haben wir keine Verpflichtungen. Zu den Maikundgebungen gehen wir nicht, weil wir das für überflüssig halten. In dieser Zeit kann man viele andere Sachen machen. Daher sind die Kundgebungen reine Zeitverschwendung.* Der Schulleiter fragte sie: „Ist Ihnen bewusst, dass Ihr Sohn nicht aufs Gymnasium gehen kann?“ Meine Frau antwortete: „Ich würde mich schon freuen, wenn er studieren könnte. Aber der Glaube an Gott und eine gute Erziehung haben für uns Vorrang.“ Darauf erwiderte der Schulleiter: „Also ist es Ihnen gleich? Wir können es uns nicht erlauben, eine junge Generation heranzubilden, die eine derartige Einstellung zu den Werten des Sozialismus hat. Außerdem wünsche ich Ihnen, dass Ihr Sohn Sie auslacht, wenn er volljährig ist.“ Als meine Frau mir das erzählte, fühlte ich große Dankbarkeit für ihren Bekennermut.

Aber unser Sohn konnte nun weder das Abitur machen noch studieren. Stattdessen machte er eine Lehre in einem Elektrofachgeschäft, in dem er dann nach der Ausbildung weiterarbeitete. Neben der Arbeit besuchte er eine Abendschule und holte dort das Abitur nach. Als er mit 18 Jahren volljährig wurde, lachte er uns nicht nur nicht aus, wie es sich jener Schuldirektor gewünscht hatte, sondern er kam zum Glauben an den Herrn Jesus Christus.

Oft denke ich an zwei Begebenheiten. Als Daniel gerade mal ein paar Tage alt war, schrieb ich ihm einen Brief. Darin stand

unter anderem: *Wenn es Gott später gefallen wird, dich zum Dienst am Evangelium zu berufen, würde ich das als eine Auszeichnung betrachten.* Die viel spätere zweite Begebenheit hat genau damit zu tun. Wir waren im Auto unterwegs. Plötzlich wollte Daniel mir etwas Wichtiges sagen. Ich hielt an, damit wir uns in Ruhe unterhalten konnten. Das Gespräch lässt sich in einem Satz zusammenfassen: „Papa, ich fühle mich zum Dienst am Evangelium berufen. Ich werde Theologie studieren.“

Seine Berufung zum Dienst erhielt Daniel während eines illegal veranstalteten christlichen Jugendlagers in der Slowakei. Es ist von Interesse, dass genau an dem Tag, als er sein Vorhaben dem Ältestenrat der Gemeinde mitteilen wollte, ihm die Leiterin des Elektrofachgeschäfts, in dem er arbeitete, sagte, dass sie bald in Rente gehen werde und sie ihn zu ihrem Nachfolger bestimmen wolle. Daniel erzählte ihr von seiner Entscheidung, Theologie zu studieren. Das war im Jahr 1977.

Heute ist Daniel Prediger. Er hat eine tüchtige Frau und mit ihr eine Tochter. Sie kannten sich schon seit Jahren und dachten aneinander, besonders unsere künftige Schwiegertochter. Das belegt eine nette Geschichte. Bei einem Aufenthalt der Jugendgruppe in der Hohen Tatra machte Daniel mit einem Freund eine Bergtour. Als Nebel aufkam, verloren sie die Orientierung. Viele Stunden rührten sie sich nicht vom Fleck aus Angst, in einen Abgrund zu stürzen. Sie schrieben schon einen Abschiedsbrief. Sie hatten keine Hoffnung mehr zu überleben. Marie aber entwickelte unten eine fieberhafte Aktivität, um die Bergwacht zu mobilisieren. Wegen des Nebels konnten die Männer aber lange nicht mit der Suche beginnen. Jemand fragte sie: „Ist einer Ihr Bruder?“ So kam ihre Liebe ans Tageslicht. Gott sei Dank überlebten die beiden Freunde. Marie wurde Daniels Frau.

Unser zweiter Sohn Kornel (1962) machte Abitur und arbeitete

te einige Jahre in der Eisenhütte von Tøinek. Ich erinnere mich, dass er als Kind einmal nach einer Bibelstunde in Opava zu mir kam, mir um den Hals fiel und sagte: „Papa, ich habe heute Jesus in mein Herz aufgenommen.“ Diese Entscheidung befestigte er später als Erwachsener. Er ließ sich taufen und wurde in die Gemeinde in Tišín aufgenommen, genauso wie Daniel. Ich freue mich, dass ich beide taufen und in die Gemeinde aufnehmen durfte. Kornel hat einen besonderen inneren Bezug zu Israel, dem Volk des Alten Bundes. Als er einmal in Israel war, reiste er kreuz und quer durch das Land, das uns so lieb ist. Jerusalem kennt er gut. Er könnte dort Reiseführer sein.

Neben seinem Beruf engagierte er sich in der Gemeinde und in der Jugendarbeit. Später wurde er Mitarbeiter der Christlichen Jugendakademie in Havířov und Malenovice und widmet sich nun vollzeitlich der Arbeit unter Teenagern und Jugendlichen. Auch in seiner Heimatgemeinde in Tišín ist er aktiv, unter anderem als Mitglied des Ältestenrates. Seine Frau ist eine Kusine von Daniels Frau. Sie haben zwei Söhne und eine Tochter.

Am 31. Oktober 2002 traf ihn ein Unglück. Während der Arbeit in Malenovice verlor Kornel das Bewusstsein und ein Teil des Gehirns füllte sich mit Blut. Er kam sofort ins Krankenhaus. Ein Hubschrauber flog ihn in die Neurochirurgie, wo er sofort operiert wurde. Monatelang war er ans Bett gefesselt und zu Gottes Gnadenthron gingen viele Gebete um seine Heilung. Es verging wohl kein Tag, an dem ihn nicht jemand im Krankenhaus oder anschließend in der Rehaklinik besucht hätte. Das erregte bei den Mitpatienten und beim Personal Aufmerksamkeit. Sie wussten, dass es Christen waren, die ihn und seine Familie lieb hatten und sie so gut es ging unterstützten. Unzählige Menschen beteten für ihn und tun es bis heute. Wenn ich Gemeinden besuche, höre ich häufig: „Wir beten für Ihren Sohn.“ Wie unendlich wertvoll ist doch die Gemeinschaft der Heili-

gen, die wir im Apostolischen Glaubensbekenntnis bezeugen. Wir beten, dass Gott unseren Kornel seiner Familie und seinem Dienst gesund zurückgibt.

Unser jüngster Sohn Konrad (1976) hat die Hochschule in Brünn absolviert und arbeitet unter Jugendlichen in einem Freizeitzentrum. Er ist noch unverheiratet. Gelegentlich arbeitet er auch in der Brüdergemeinde in Brünn.

Versuche der Staatsmacht, meine Arbeit zu behindern

In der Zeit des Kommunismus benötigten alle hauptamtlichen Prediger und Pfarrer eine staatliche Predigerlaubnis. Auch die Laienprediger brauchten eine spezielle Genehmigung, um predigen zu dürfen. Alle waren wir unter ständiger Aufsicht der Behörden, genauer gesagt der Kirchenbeauftragten der Kreise und Bezirke. Es ist kein Geheimnis, dass diese Beauftragten wiederum enge Kontakte zur Staatssicherheit hatten. Das größte Vergehen war, die staatlichen Kontrollen zu umgehen. Das war zum Beispiel der Fall, wenn ein Prediger oder Pfarrer einen Gast, der keine staatliche Predigerlaubnis hatte, bat, zu predigen. Meist handelte es sich dabei um Gäste aus dem Ausland.

Jedes Treffen mit dem Kirchenbeauftragten, sei es auf Kreis- oder Bezirksebene, war für die Prediger und Pfarrer immer ein Alptraum. Allerdings hing der Gesprächsverlauf immer auch vom Charakter und dem ideologischen und parteipolitischen Eifer des Beamten ab. Hier möchte ich von einer Erfahrung erzählen, an die mich der Film „Zapomenuté svitlo“ (Vergessenes Licht) erinnerte. Der Film handelt vom Schicksal eines katholischen Dorfpfarrers, der deshalb in große Schwierigkeiten kam, weil er eine baufällige Kirche vor dem Abriss bewahren wollte. Durch seine besonderen Bemühungen verlor er schließlich die staatli-

che Genehmigung als Pfarrer. Mein Erinnerung ist eine ganz ähnliche. Als ich Prediger in Tišín war, kamen wir in einem gemieteten Kirchlein der Evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder zusammen. Es regnete dort herein und es bestand die akute Gefahr, dass der Putz beschädigt und das Fundament aufgeweicht würde. Ohne den staatlichen Kirchenbeauftragten zu fragen, bat ich einen Klempner aus der Gemeinde, die Dachrinne zu reparieren. Davon erfuhr auch die Behörde in Karvin. Ich wurde ins Büro des Kirchenbeauftragten beordert. Seine Frage: „Hatten Sie von mir eine Erlaubnis zur Reparatur der Dachrinne?“ Ich erklärte ihm, es sei keine große Reparatur gewesen, erwähnte aber auch, dass ich befürchtete, die ganze Wand könne letztlich einstürzen. Daraufhin sagte er, offenbar erzürnt, einen Satz, der auch in dem erwähnten Film vorkommt: „Soll sie doch einfallen!“ Zum Glück hatte dieser Vorfall keine negativen Auswirkungen auf meinen Dienst.

Im Teschener Land war die Situation durch die Nachbarschaft zu Polen und die heikle ethnische Lage noch etwas günstiger. Doch gleich nach meinem Amtsantritt in Brünn musste ich einige Male gegen verschiedene Widerstände ankämpfen. Dreimal versuchten die Behörden, mich aus Brünn wegzukriegen, zum letzten Mal im Frühjahr 1989. Der Vorsitzende und der Sekretär des Rates der Brüdergemeinde in Brünn wurden zum Bezirkskirchenbeauftragten beordert und man sagte ihnen, ich müsse Brünn bis Ende Juni verlassen. Die Brüder traten für mich ein und sagten, das sei nicht möglich. Wir seien schließlich nicht die Römisch-katholische Kirche, in der ein Bischof über die Besetzung der Stellen bestimmt. Kirche und Gemeinde seien mit mir zufrieden und daher ließe sich meine Entlassung den Gläubigen nicht erklären. Daraufhin entschied der Kirchenbeauftragte, ich müsse sofort nach Vollendung meines 60. Lebensjahrs in den Ruhestand gehen. Mein 60. Geburtstag war am 19. November 1989. Zwei Tage vorher, am 17. November

1989, begann bei uns die Samtene Revolution, das Ende der kommunistischen Herrschaft. Deshalb bin ich bis heute noch im Dienst. Diese Erfahrung zeigte mir in einzigartiger Weise, wie Gott sich um uns kümmert.

Ich erwähnte, dass die Behörden dreimal versuchten, mir meine staatliche Genehmigung zu entziehen. Das erste Mal geschah es bereits sechs Wochen, nachdem ich meine Arbeit in der Brünnener Gemeinde aufgenommen hatte. Der Bezirkskirchenbeauftragte fragte mich ganz allgemein nach meiner Haltung zu Ehe und Ehescheidung. Ich sagte ihm, das sei immer ein Unglück und ich würde von einem solchen Schritt sehr abraten. Daraufhin brüllte er mich an, ich würde die Freiheit der Menschen einschränken und damit meine Befugnisse überschreiten. Ohne Einzelheiten zu nennen muss ich sagen, dass ich mich damit unwissend zu einer Situation äußerte, die einen seiner Freunde betraf. Deshalb wurde er so wütend. Für mich war es ein Schock, da ich nichtsahnend zur Kirchenbehörde gegangen war. Ich war auf eine derartige Situation nicht vorbereitet.

Zu einer weiteren Krise im Umgang mit der zuständigen Behörde kam es im Jahr 1986. Ich habe diesen Fall schriftlich, so dass ich sogar einen Teil wörtlich zitieren kann: *„Der Prediger Stanislav Heczko besucht sehr häufig Gemeinden, in denen er ohne staatliche Genehmigung predigt. In Brünn traten sogar Personen auf, die polnisch sprachen und von denen man nicht weiß, ob sie tschechoslowakische Staatsbürger sind. Es wurde bestätigt, dass in der Brünnener Kirche Mitglieder anderer Gemeinden predigen, und zwar ebenfalls ohne staatliche Genehmigung...“* Tatsächlich sprachen in Brünn immer wieder Gäste, vor allem aus der Sowjetunion, in Form von Grußworten. Es war aber durchaus üblich, dass sich ein Grußwort fast zu einer Predigt entwickelte.

Es ist eine Tatsache, dass in der Sowjetunion nach dem Amts-

antritt von Michail Gorbatschow eine größere Religionsfreiheit herrschte als bei uns. Vielleicht rechneten unsere Kommunisten damit, dass Gorbatschow bald von seinem Posten abgesetzt werden würde. Vielleicht war das auch der Grund, warum bei uns sein Buch über Perestrojka und Glasnost nicht herausgegeben wurde. Wir suchten es vergeblich in den Buchhandlungen, denn in Polen und der DDR wurde es beispielsweise schon lange verkauft. Unsere Behörden hatten einfach Angst, die Kontrolle über die Kirchen könnte ihnen aus den Händen gleiten.

Der amtliche Brief, den ich als Zeitdokument aufbewahre und aus dem ich oben zitierte, erwähnt nicht, dass es sich vor allem um Christen aus der Sowjetunion handelte, die da zu uns in die Gemeinde kamen. Das wäre für die Behörden äußerst peinlich gewesen. Daher argumentierte ich beim Kirchenbeauftragten auch damit, es sei in der Sowjetunion üblich, dass man als Gast ein Grußwort spreche. Und ich fügte hinzu, dass ich nicht wisse, wie ich es den Gästen erklären solle, wenn das bei uns nicht mehr möglich sei. Für Gäste aus dem Westen gelte das in gleicher Weise. Diese, betonte ich, würden glauben, es gäbe bei uns keine Religionsfreiheit.

Kontakte zu Christen in der Sowjetunion

Von Kindheit an hatte ich eine besondere Beziehung zu Osteuropa. Meine Mutter erzählte mir, dass mein Vater das russische Volk sehr schätzte. Noch während des Krieges fand ich einmal auf unserem Dachboden ein kleines Büchlein in russischer Sprache, das von den Erfolgen des Sozialismus in der Sowjetunion berichtete. Es war eine schlichte kommunistische Propagandaschrift. Als meine Mutter es sah, warf sie es sofort ins Feuer und sagte, wenn die Deutschen so etwas bei uns fänden, kämen wir bestimmt ins Konzentrationslager. Später kaufte ich mir dann

ein Russisch-Lehrbuch und lernte so selbst die Grundlagen dieser Sprache.

Von 1962 an bekam ich viele Jahre den „Bratskij Vjestnik“ (Brüderbote), die Zeitschrift des Bundes der Evangeliumschristen-Baptisten aus Moskau.

1965 traf ich in einer Gemeinde in Warschau einen Rückwanderer aus Wolhynien (Ukraine). Vor dem Zweiten Weltkrieg gehörte Wolhynien zu Polen. Nach dem Angriff Deutschlands und der Sowjetunion auf Polen wurde es von der Sowjetunion annektiert und mit der Ukraine blieb Wolhynien nach dem Krieg ein Teil der Sowjetunion. Jener Mann in Warschau erzählte mir von der materiellen Not der Gläubigen, gab mir die Adresse des vielleicht ärmsten Gemeindeglieds in Wolhynien und bat mich zu versuchen, dieser Familie zu helfen. Ich war völlig unerfahren und kannte zu der Zeit niemand, der in der Sowjetunion gewesen war und mich hätte beraten können. Auf der Post erfuhr ich, dass man Päckchen bis ein Kilo schicken könnte. Da Weihnachten war, schickten wir die ersten zwei Päckchen. Wir waren überrascht, als wir ziemlich rasch einen Dankesbrief erhielten, in dem stand: *Wir haben uns sehr gefreut, weil wir nun etwas zu Weihnachten hatten.* Weiter beschrieb der Familienvater, wie ihn seine Kinder fragten, von wem das Päckchen sei, ob er denn Verwandte im Ausland habe. Er schrieb, sie seien schließlich übereingekommen, die Geber seien bestimmt gläubige Menschen. Dann seien sie niedergekniet und hätten Gott dafür gedankt.

Gleich nachdem wir den Brief bekommen hatten, luden wir den wolhynischen Glaubensbruder zu uns ein. Eines Tages kam er tatsächlich und das Treffen mit diesem ersten Mitchristen aus der Sowjetunion hat sich unauslöschlich in unsere Herzen eingepägt. Wir wohnten damals noch in Opava. Ich saß am Tisch

als es läutete. Meine Frau öffnete die Tür und vor uns stand ein etwa 50-jähriger Mann. Er grüßte und stellte sich auf polnisch vor: „Ich bin der Bruder aus Wolhynien.“ Gleich nach der Begrüßung knieten wir nieder und dankten Gott, dass wir uns kennen lernen durften.

Unser Gast trug einen langen Soldatenmantel. Er hatte eine gewöhnliche Tasche bei sich, die vier kleine Äpfel und Streichhölzer enthielt, damit er, wie er uns sagte, im Dunkeln das Namensschild an unserer Haustür lesen kann. Wie alle älteren Bewohner Wolhyniens



Viktor Polinko

verstand und sprach er polnisch. Das war von großem Vorteil, da unsere Russischkenntnisse zu dieser Zeit noch sehr unvollkommen waren. Er erzählte uns, wie er als 19-Jähriger so unglücklich auf einem Bahnhof ausgerutscht sei, dass ihn ein vorbeifahrender Zug überrollte. Dabei verlor er die rechte Hand und das rechte Bein. Mit Hilfe der Gemeinde in Opava schenken wir unserem Glaubensbruder neue Kleider und er kehrte mit einigen Sachen für seine Familie nach Hause zurück.

Aus unserem ersten Treffen entwickelte sich eine langjährige Freundschaft. Er besuchte uns einige Male, auch gemeinsam mit seiner Tochter und dem Prediger seiner Gemeinde.

Ich selbst fuhr im April 1968 zum ersten Mal nach Wolhynien. Was ich dort sah und erlebte, prägte mich entscheidend. Stellen Sie sich eine kleine Holzhütte mit nur einem einzigen Raum

vor. Es gab keinen elektrischen Strom im Haus, kein fließendes Wasser, keine Toilette. In einer Ecke stand ein Bett für die Eltern. Die Kinder schliefen auf dem Boden auf Stroh. Ich war über diese Armut zutiefst ergriffen und flüchtete mich hinaus in den Garten und weinte. Auch Jahre später schäme ich mich meiner Tränen unter diesen Umständen nicht. Stumm betete ich: „Herr, wenn du willst, dass ich mein ganzes Leben diesen und anderen armen Menschen diene, bin ich dazu bereit.“ Damals ahnte ich nicht, wie wunderbar Gott dieses innige Gebet erhören würde. Ich erlebte etwas, was sich mit dem Erleben des Samariters vergleichen lässt, von dem wir bei Lukas lesen, dass er von Mitleid ergriffen wurde (Lukas 10, 33). Deshalb konnte er barmherzig handeln. Ich bin überzeugt, dass meine Familie und ich ohne diese Berührung durch Gottes Barmherzigkeit nicht in der Lage gewesen wären, diesen Dienst jahrelang zu tun. Das Wort „ergriffen“ hängt von seiner Bedeutung her mit den Wörtern „gefangen“ und „verhaftet“ zusammen. Wer für sich ein solches Wunder erlebt, gehört zu den glücklichen Menschen. Ohne diese Erfahrung und Beauftragung ist kein Dienst im Reich Gottes möglich.

Die Situation im Bund der Evangeliumschristen-Baptisten der Sowjetunion

Im Jahr 1960 kam es unter den Evangeliumschristen zu einer Spaltung. Auslöser war ein sogenannter Lehrbrief, den die Moskauer Kirchenleitung unter dem Druck der Behörden als Rundschreiben an alle Gemeinden verfasst hatte. Der Brief enthielt konkrete Anweisungen (z.B. die Begrenzung des Gottesdienstbesuchs für Jugendliche, die Kontrolle und schließlich sogar die Entscheidung des Kirchenbeauftragten darüber, wer getauft und in die Gemeinde aufgenommen werden durfte).

Einige Prediger gaben dieses Schreiben nicht einmal ihren Gemeinden bekannt. Das Tragische war aber nun, dass einige Gemeinden und Gruppen ihre Unzufriedenheit mit diesem Brief dadurch zum Ausdruck brachten, dass sie sich von der Moskauer Kirchenleitung trennten und in die Illegalität gingen. Seit damals sprach man bei uns und im Westen von den sogenannten nicht-registrierten Gemeinden.

Auch wir mussten unseren Standpunkt klären: Entweder wir unterschieden zwischen den Gruppen oder wir liebten alle brüderlich und halfen allen. Beide Zweige unterschieden darin, wo die Grenze verläuft, über die der Apostel Petrus vor dem Hohen Rat in Jerusalem sprach: „Urteilt selbst, ob es vor Gott recht ist, dass wir euch mehr gehorchen als Gott“ (Apg 4,19). Das Problem, diese Grenze für sich und andere zu bestimmen, ist nicht einfach. Es spielen dabei unterschiedliche Faktoren eine Rolle, unter anderem auch die Angst. Ich bin heute froh, dass ich damals keine einseitige Position bezog, sondern nach der Überzeugung handelte, dass wir alle begnadigte Sünder sind und wir alle in der Versuchung stehen, Fehler zu machen.

Zwei Erfahrungen halfen mir, einen, wie ich glaube, biblischen Standpunkt einzunehmen. Prediger Bagnjuk aus Kowel in Wolhynien, der dem Moskauer Bund angehörte, wie der offizielle Name des Bund der Evangeliumschristen-Baptisten – zu Unrecht – war, erzählte mir, dass er die mutigen und zum Leiden bereiten Kollegen aus den nichtregistrierten Gemeinden sehr schätze. Dann fügte er hinzu, dass die „offiziellen“, also registrierten Gemeinden ein relativ ruhiges Leben führten. Nicht überall werde vonseiten der Behörden eine strikte Einhaltung der Prinzipien des erwähnten Rundschreibens gefordert.

Die zweite Erfahrung aus dieser Zeit, die mir zu meiner eigenen Haltung in dieser Frage verhalf, war eine theologische Abhandlung. Damals las ich in einer Zeitschrift einen Artikel, der Licht

in diese Situation brachte. Der Autor sprach über den Propheten Obadja, der in der Regierungszeit König Ahabs und seiner Frau Isebel lebte. Als Isebel die Propheten Gottes töten ließ, versteckte Obadja 100 von ihnen und versorgte sie (1. Könige 18). Versuchen wir es, uns in eine solche Situation hineinzuversetzen: Obadja lebte in Abhängigkeit am Königshof und musste dem Herrscher loyal sein. Gleichzeitig fürchtete er Gott und nahm seinen Teil der Verantwortung für Gottes Sache wahr. Wie leicht hätte Ahab Obadjas Tun bemerken und ihn dafür bestrafen können.

Und solche Obadjas hatte Gott auch in dieser Zeit. Gottes Leute gingen in der Sowjetunion durch schwere Verfolgungen. Ich hatte seit dieser Zeit eine große innere Freiheit und Freude, allen ohne Unterschied zu helfen. Ich habe das nie bereut.

Hochzeit – oder eine christliche Konferenz?

1969 fuhr ich mit zwei anderen Christen nach Brest (Weißrussland) zur Hochzeit des Evangelisten Josef Bondarenko, der als russischer Billy Graham gilt. Ich glaube, dass kaum jemand eine solche Hochzeit erlebt hat. Wir waren sicherlich 2000 Gäste und saßen auf Brettern an schmalen Holztischen im Freien. Man verließ sich darauf, dass jeder mitbrachte, was er konnte. Einer brachte Mehl, der andere Gemüse oder Obst. Die ganze Hochzeit dauerte neun Stunden. Es wurde gesungen, Gedichte wurden vorgetragen und auch die Trauung selbst war sehr bewegend. Neben Braut und Bräutigam knieten die Eltern zum Gebet. So etwas vergisst man nicht. Aber warum waren so viele Leute eingeladen?

In den Zeiten der Verfolgung wurden Hochzeiten für sonst verbotene Jugendtreffen genützt. Wenn Hunderte von jungen Men-

schen zu einer Hochzeit zusammenkamen, konnte die Polizei dagegen nichts unternehmen!

Die ausländischen Gäste kamen an einen Tisch in einem großen Zelt, in dem neben weiteren Gästen auch die nächsten Verwandten des Brautpaares saßen. Ich fühlte mich unwürdig unter lauter „Helden des Glaubens“. Darunter waren nämlich einige Christen, die für ihren Glauben mehrjährige Haftstrafen verbüßt hatten. Zum Beispiel traf ich dort einen Mann, der zehn Jahre auf der Insel Sachalin verbracht hatte mit Temperaturen im Winter bis zu 60 Grad. Daneben saß einer, der 20 Jahre in Sibirien verbannt gewesen war.

Die größte geistliche Erfahrung war für mich, Georgi Vins zu treffen, den Sekretär des nichtregistrierten Zweigs des Bundes der Evangeliumschrten-Baptisten in der Sowjetunion. Er war gerade aus dem Gefängnis entlassen worden. Die Behörden hatten ihm jegliche Predigt-tätigkeit streng verboten. Nun fragte er uns um Rat, wie er sich verhalten sollte. Ob er auf der Hochzeit vielleicht sprechen könne? Was für einen Rat konnten wir Unerfahrenen ihm schon geben? Schließlich sagte er ein Grußwort. Anschließend musste er sich eine Weile verstecken. Aber er wurde dann doch festgenommen und zu mehreren Jahren Zwangsarbeit in Jakutien/Sibirien verurteilt. Später wurde er zusammen mit anderen Dissidenten gegen sowje-



Josef Bondarenko, dahinter steht „Bruder Bandit“

tische Spione ausgetauscht, die in den USA entdeckt worden waren. Seine Familie wurde in eine andere Wohnung umgesiedelt. Später besuchten wir seine Mutter in Kiew. Da ihr Haus Tag und Nacht bewacht wurde, mussten wir durch den Nachbargarten gehen. Wir hatten alle Angst vor Abhörgeräten und verständigten uns mit ihr, obwohl in einem Raum, schriftlich. Die Zettel wurden jeweils sofort nach dem Lesen verbrannt.

Georgi Vins schenkte mir damals etwas sehr Kostbares. Es waren die Psalmen in einer kleinen Taschenausgabe, die jemand ins Gefängnis geschmuggelt hatte und in der er nur heimlich und wenn unbeobachtet lesen konnte. Die Christen im Gefängnis teilten sich das Psalmbuch untereinander auf.

Später einmal, nach unserer Rückkehr von dieser ungewöhnlichen Hochzeit in Brest, besuchte uns ein lieber Gast, der die Sowjetunion gut kannte. Von seiner Herkunft her war er zwar Amerikaner, aber sein Vater hatte bereits zu Zeiten der Zaren in einer Firma in Sibirien gearbeitet. Earl Poysti, so hieß er, hatte eine russische Schule besucht und konnte sehr gut Russisch. Nach seiner Bekehrung beschloss er, dem russischen Volk zu helfen, das er lieb gewonnen hatte und zwar über die Radiostation TWR Monte Carlo. Nach reiflicher Überlegung schenkte ich ihm jenes Psalmenbändchen aus dem Gefängnis, das Georgi Vins mir gegeben hatte, damit er es bei seinen Vortragsreisen im Westen zeigen konnte als authentischen Beleg dafür, wie Gläubige in kommunistischen Gefängnissen der Sowjetunion lebten. Das war im Jahr 1970. Bei uns herrschte damals „Normalisierung“⁴² und ich hätte daher diese Psalmenausgabe kaum öffentlich zeigen können. Damit hätte ich meinen Dienst gefährdet.

Bei der Hochzeit in Brest hatte ich noch eine weitere wichtige Begegnung, nämlich mit einem Mann aus Rostow am Don, der

sich um die Familien inhaftierter Christen kümmerte. Das war ein wichtiger und sehr gefährlicher Dienst. Dieser Mann besuchte uns später mehrere Male zuhause und durch ihn konnten wir Familien helfen, die keinen Ernährer hatten. Allerdings wirkte sich diese aufreibende und Kräfte zehrende Arbeit für andere sehr negativ auf seine Gesundheit und besonders auf sein Herz aus.

Ein unvergessliches Erlebnis war es für mich, damals auch jenen Mann kennen zu lernen, den wir „Bruder Bandit“ nannten. Er war früher Spezialist für Banküberfälle und hatte zusammen mit seinen Komplizen eine Unmenge Geld geraubt. Dann wurde er jedoch gefasst und verurteilt und verbrachte 17 Jahre im Gefängnis. Dort kam er durch das Zeugnis von Josef Bondarenko zum Glauben an den Herrn Jesus. Einmal beteten sie trotz eines Verbots gemeinsam auf den Knien. Sie wurden prompt drei Wochen in die Strafzelle des Gefängnisses gesperrt. Das war ein Raum, ohne Heizung, mit einem kleinen unverglasten Fenster, einem Betonfußboden und einem eisernen „Bett“ ohne Decken. Zwei- oder dreimal am Tag bekamen sie eine Tasse warmes Wasser und ein Stück trockenes Brot. Wer das überlebte, hatte unter den gesundheitlichen Folgen sein ganzes Leben zu leiden. Die Brüder erzählten, sie seien im kalten Februar zuerst in der Zelle umhergegangen, um sich aufzuwärmen. Als ihre Beine anschwellen, mussten sie sich auf das eiserne Bettgestell setzen, aus dem unerträgliche Kälte in ihren Körper einzudringen begann. „Bruder Bandit“ war so abgehärtet, dass er seinen Körper als Bett gebrauchte und Bruder Bondarenko damit wärmte. Auf der Hochzeit in Brest war dieser ehemalige Verbrecher Hauptorganisator. Er erzählte fröhlich jedem, was Gott in seinem Leben getan hatte. Dabei schwenkte er fast übermütig einen Schlüsselbund mit Schlüsseln des ganzen Hauses. Er, der Fachmann für Schlösser und Safes, besaß wirklich das volle Vertrauen aller Anwesenden. Hier sahen wir die Macht des Evangeliums.

Seit dem Beginn meiner Reisen in die Sowjetunion bemühte ich mich, geistliche Literatur und vor allem Bibeln mitzunehmen. An diesen herrschte ein solcher Mangel, dass man sogar zwei Monatslöhne für sie zahlte. Als ich „Bruder Bandit“ eine Bibel schenkte, nahm er sie in die Hand, küsste sie und dann knieten wir nieder und dankten Gott. „Bruder Bandit“ weinte vor Freude.

Als ich zum ersten Mal in der Sowjetunion Hunderte und Tausende Gläubige sah, die von der offiziellen sowjetischen Propaganda nie erwähnt wurden, erinnerte ich mich an die Worte von Nikita Chruschtschow, dem Generalsekretär der KPdSU, der verkündet hatte, in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts werde man im Fernsehen den letzten Christen sehen. Dabei kam mir das Bibelwort in den Sinn: „Aber der im Himmel wohnt, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer“ (Psalm 2).

Weitere Kontakte

Sobald wir mit unseren Reisen in den Osten begonnen hatten, versuchten wir, auch Verbindungen nach Westen zu knüpfen. Aus Wien kam die russisch sprechende amerikanische Missionarin Mildred Dunbar zu uns, die nicht nur Kleidung, sondern vor allem Literatur auf Russisch und in anderen Sprachen der Völker der Sowjetunion mitbrachte. Auf dem Rückweg nahm sie von uns Informationen über die Christenverfolgung mit in den Westen, wo sie gesammelt und veröffentlicht wurden. So kam es, dass viele Menschen im Westen mehr über uns wussten als wir selbst. Doch auch zu uns kamen diese Nachrichten durch mutige Christen, die sie illegal wieder über die Grenze brachten.

Schwester Dunbar vermittelte mir auch einmal ein Treffen mit Sabine Wurmbrand, der Frau von Richard Wurmbrand, einem

rumänischen Juden, der zum Glauben an Jesus Christus gekommen war und durch sein Buch über die Christenverfolgungen und die kommunistischen Gefängnisse in Rumänien weltbekannt wurde. Das Ehepaar lebte zu dieser Zeit bereits im Westen, wohin sie mit Hilfe norwegischer Christen gelangt waren. Uns war bei dem Treffen immer bewusst, dass wir mit einer Bespitzelung durch den KGB rechnen mussten. Trotzdem war das Gespräch für mich und meine Frau sehr bewegend und ich denke dankbar an diese Frau zurück.

Ich kann nicht alle Kontakte wiedergeben und über alle Christen in der Sowjetunion berichten, die ich kennen gelernt habe. Doch einer ist mir noch wichtig und ich will von ihm erzählen: Bruder Sabursky.

Er war lange Zeit der engste Mitarbeiter von Nikolaj Chrapow, der 29 Jahre in sowjetischen Gefängnissen verbrachte und der über sein Leben drei dicke Bände schrieb. Allein diese Bände sind eine Chronik des Leidenswegs von Gottes Volk in der Sowjetunion. Bruder Sabursky war unser Verbindungsmann, da es sich Bruder Chrapow nicht erlauben konnte, zu telefonieren, Briefe zu schreiben oder gar frei zu reisen.

Wenn ich Nikolaj Chrapow erwähne, muss ich noch an eine besondere Begebenheit erinnern. Im Oktober 1982 starb in Moskau Leonid Breschnew, der Generalsekretär des Zentralkomitees der KPdSU. Bruder Chrapow starb im Gefängnis am selben Tag. Beide Männer wurden am sel-



Mildred Dunbar

ben Tag beerdigt, der eine in Moskau, der andere weit entfernen, in Taschkent (Usbekistan). Bei der Beerdigung von Bruder Chrapow predigte Josef Bondarenko am Grab über das Wort: „Es begab sich aber, dass der Arme starb, und er wurde von den Engeln getragen in Abrahams Schoß. Der Reiche aber starb auch und wurde begraben“ (Luk 16,22). Einen passenderen Text hätte er nicht aussuchen können. Alle wussten, was er damit sagen wollte. Ich frage mich bis heute, warum mir der Herr der Kirche die große Gnade erwiesen hat, während meines Lebens solche begnadeten Menschen kennen zu lernen.

Kontakte zum Missionsbund LICHT IM OSTEN Korntal und Hilfe für die Christen in der Sowjetunion

Nach 1969 setzte, wie schon einmal erwähnt, bei uns in der Tschechoslowakei eine strenge „Normalisierung“⁴³ ein. Der Eiserner Vorhang wurde noch einmal heruntergelassen. Wir durften nicht in den Westen reisen, es sei denn mit einer sogenannten Devisenzusage, die jedoch kaum zu bekommen war. Ich selbst bemühte mich damals um eine Reise nach Großbritannien, wo mein Stiefbruder František in Leicester lebte. Er war schwer krank und ich wollte ihn gerne noch einmal besuchen. Obwohl ich eine offizielle Einladung hatte, wurde mein Antrag zweimal abgelehnt. Beim dritten Anlauf bewilligte man mir die Reise. Da war es bereits zu spät. Mein Bruder war gestorben.

Ende der 60er Jahre bekam ich ein Flugblatt aus Korntal in der Bundesrepublik Deutschland in die Hand, wo bis heute die christliche Organisation LICHT IM OSTEN ihren Sitz hat. Offiziell konnte ich mit diesem auf Osteuropa ausgerichteten Missionsbund leider nicht zusammenarbeiten. Aber ich schrieb dem damaligen Missionsleiter Bernd Dyck einen verschlüsselten Brief

und äußerte den Wunsch, mich einmal mit ihm zu treffen. Und so geschah es. Er kam tatsächlich zu uns nach Opava.

Ich berichtete ihm mündlich von meinen Kontakten zu Christen in der Sowjetunion, von der materiellen Not und dem Mangel an Bibeln und geistlicher Literatur. Da trafen sich unsere Aufgaben und obwohl geheim begann so unsere viele Jahre währende Zusammenarbeit. Ich lernte im Laufe der Zeit weitere Mitarbeiter dieses Missionswerks kennen: Martin Hartmann und seine Frau, Erwin Damson und Waldemar Zorn. Später gewannen wir weitere Mitarbeiter dazu – nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Holland, der Schweiz und aus Finnland. Durch unsere Hände gingen Tonnen von Literatur in verschiedenen osteuropäischen Sprachen. Sie wurden meist in die Slowakei und von dort in die Sowjetunion transportiert. Meinem Freund František Ciesar, damals Prediger unserer Kirche im slowakischen Prešov, gelang es, Tausende von Bibeln in den Osten zu schicken. Wir fanden auch einen Mitarbeiter bei der Eisenbahn, der Bibeln in der Lok seines Zugs von Èierna nad Tisou in der Slowakei nach Tschop in der Sowjetunion mitnahm.

Es gab noch andere Methoden. Ein Beispiel dafür: Die Grenze zur Sowjetunion war durch einen zweifachen Stacheldrahtzaun gesichert. Zwischen beiden Zäunen war ein gepflügtes Feld, das ein Traktor regelmäßig mit der Egge lockerte, damit man die Spuren einer Grenzverletzung leicht erkennen konnte. Nun verabredeten sich Christen auf beiden Seiten immer für einen bestimmten Tag zu einer bestimmten Zeit. Sobald sich die Wachen entfernt hatten, warfen sie Bücherpäckchen über beide Zäune. Die Brüder auf der sowjetischen Seite sammelten sie rasch auf und liefen davon. Diese Methode wurde jahrelang angewandt, bis Ende der 80er Jahre ein Bruder bei einer Aktion geschnappt und bestraft wurde. Das war allerdings schon kurz vor 1989, so dass er mit einer geringen Strafe davonkam.

In Autos schmuggelten wir damals keine Bibeln, aber in den Zügen. Wir versuchten die Päckchen mit den Bibeln unter den Kohlen zu verstecken, da die Waggons in sowjetischen Fernzügen damals noch mit Kohle beheizt wurden. Eine weitere Möglichkeit war es, eine Art „Schwimmweste“ zu machen. Aus einem Handtuch fertigte man eine Weste und nähte in sie Bibeln ein. Die gefüllte Weste wickelte man dann um den Körper. Wir nutzten auch die hohle Bein-Prothese von Bruder Polinko aus Wolhynien, die wir immer mit Taschenausgaben des Neuen Testaments füllten. Zudem versuchten wir, Bibeln und andere Literatur in Koffern zu schmuggeln. Bruder Zhovmiruk nahm einige Male Literatur in einem kleinen Koffer im Zug mit. Er legte einige Bibeln sogar auf den Boden unter seine Schlafwagenpritsche und deckte sie mit Papier zu.

Wir dachten nie daran, dass wir schlauer als die Zollbeamten seien, sondern wir baten Gott demütig um Schutz und dankten ihm anschließend von ganzem Herzen. Wir empfanden es immer als Wunder, wenn uns eine Aktion glückte und wieder Bibel dort angekommen waren, wohin wir sie sandten. Nach diesen Jahren kann ich sagen, dass Gott uns wirklich bewahrte. Unter seinen Flügeln waren wir sicher.

Doch es kam auch vor, dass bei einem der Brüder Literatur gefunden wurde. Einer meiner Freunde, der evangelische Pfarrer Pavel Fojtů, hatte eine Bibel bei sich, die von den Zöllnern an der Grenze entdeckt wurde. Daraufhin verlor er seine Predigterlaubnis.

Hatten wir Angst? Sicherlich auch, aber wir drückten unsere Haltung immer mit einem englischen Wortspiel aus: *Not fearfully, but carefully*. (Nicht ängstlich, aber vorsichtig.) Das galt auch für unsere Telefongespräche. Wir gewöhnten uns eine symbolische und verschlüsselte Sprache an. „Der Onkel ist krank

geworden“ bedeutete zum Beispiel: Wir sind in Gefahr. Oder: „Der Onkel ist im Krankenhaus“: Jemand wurde verhaftet. Wir lernten einige Worte wie beispielsweise *obyskivat*, was eine Personenkontrolle bezeichnete. War jemand gut über die Grenze gekommen, schickten unsere Gäste ein Telegramm auf russisch: „Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag.“ Wenn das Wort *herzlich* fehlte, wussten wir, dass es Schwierigkeiten gegeben hatte. Jedes Mal, wenn wir so ein Telegramm bekamen, knieten wir nieder und dankten Gott.

Ich werde nie vergessen, wie Prediger Bagnjuk aus Kowel (Wolhynien) 1967 zu uns kam. Da ich zu Hause gerade einige russische Bücher hatte, zeigte ich diese unserem Gast. Nach kurzer Zeit entschuldigte er sich. Er sagte, es sei ihm nicht gut, er müsse sich eine Weile hinlegen. Nach einiger Zeit kam er zurück und erklärte, warum er hinausgegangen war. Als er diese Vielfalt an christlichen Büchern in seiner Sprache gesehen habe, die in seinem Land nicht zu bekommen waren, sei er so traurig geworden, dass er sich erst einmal beruhigen musste. Ein solches Erlebnis vergisst man nicht. Sie motivierte mich in den folgenden Jahren immerzu bei der Organisation des Transports von geistlicher Literatur und Bibeln in den Osten.

1983 wurde ich, wie an anderer Stelle schon erwähnt, zum Prediger und Gemeindeleiter nach Brünn berufen. Meiner Bereitschaft, die Nachfolge von Prediger Jan Urban in der damals größten Gemeinde unserer Kirche anzutreten, ging ein innerer Kampf voraus. Ich fragte mich, inwieweit ich den Aufgaben einer Großstadtgemeinde und gleichzeitig den sich rasch entwickelnden humanitären Aktivitäten in der Sowjetunion gewachsen sein würde. Jahre später möchte ich meinem Herrn von ganzem Herzen für seine Gnade danken. Dankbar bin ich dem Prediger Prištiak aus Levice, der mich mit den Worten ermutigte: „Ich wünsche dir, dass du nicht nur vor Gott, sondern auch vor der

Gemeinde bestehen kannst.“ Ob und wie ich bestanden habe, beurteilen mein Herr und die Gemeinde.

Was ich noch hinzufüge, bringt Sie vielleicht zum Lachen. Vor unserer Ankunft in Brünn wollte ich meine Frau beruhigen und sagte zu ihr, dass es dort nicht mehr so viel Besuch geben würde wie in Tišín. Tatsächlich wurden es aber noch viel mehr als im Teschener Land, weil unserem Umzug bald große politische Veränderungen im Zusammenhang mit Perestrojka und Glasnost folgten. Allein 1989, das für mich wohl kritischste Jahr, hatten wir aus dem Osten 139 Gäste, und alle sprachen Grußworte...

Die Jahre bis 1995 waren voll intensiver Aktivitäten und ich bin der Gemeinde und dem Ältestenrat sehr dankbar, dass sie dafür Verständnis hatten. Es ist begreiflich, dass einige der Meinung waren, jemand anderes solle die humanitären Tätigkeiten übernehmen, damit ich mich mehr der Gemeinde widmen könne. Ich wollte wissen, was die Heilige Schrift dazu sagt und setzte mich kritisch damit auseinander. Zum Beispiel schlägt der Apostel Petrus in der Jerusalemer Gemeinde die Wahl eines Diakons vor, der diese Aufgabe übernimmt, damit Petrus und die anderen Apostel Zeit zum Beten und zur Verkündigung des Wortes Gottes haben (Apostelgeschichte 6). In einem anderen Fall schreibt der Apostel Paulus, dass ihm gerade der Apostel Petrus ans Herz gelegt habe, die Armen nicht zu vergessen, als er mit den Aposteln in Jerusalem über seinen Dienst unter den heidnischen Völkern sprach (Galater 2,10). Auch unser Herr Jesus Christus handelte und lehrte zur gleichen Zeit.

Das Gleichgewicht zwischen diesen Aufgaben muss jeder mit Gott selbst ausmachen und verantworten.

Perestrojka und offene Grenzen

In der zweiten Hälfte der 80er Jahre geschah ein Wunder. Michail Gorbatschow wurde Generalsekretär des Zentralkomitees der KPdSU. Die Grenzen wurden geöffnet. Sofort begannen Gäste aus dem Osten zu uns zu strömen. Wie ich bereits erwähnte, war dieses Jahr für mich sehr gefährlich. Die Behörden wollten mir meine Predigerlaubnis entziehen und ich sollte in den Ruhestand versetzt werden.

Wie sollte ich mich verhalten? Ein solcher Ansturm von Gästen! Dabei wurden wir ständig von der Staatssicherheit beobachtet. Schließlich erfuhr ich, dass gleichzeitig vier Leute auf mich angesetzt seien. In dieser bedrängenden Situation gab es für mich zwei Möglichkeiten: Entweder wir trennten uns irgendwie von den vielen Gästen oder wir setzten unseren Dienst einfach fort. Mit Gottes Hilfe entschieden wir uns für den zweiten Weg. Ich kann zu Gottes Ehre sagen, dass er mich mit jenem tiefen Frieden erfüllte, der alle menschliche Vernunft übersteigt (Philipper 4,7). Eine Weile fragte ich mich allerdings, ob es vielleicht Resignation oder Gleichgültigkeit sei, nach dem Motto: Es ist egal, was geschieht. Aber ich bin überzeugt, dass es ein wundersamer Friede war, der das Herz ruhig machte und meinen Glauben stärkte.

Es wäre nicht richtig, die Anfechtungen zu verschweigen, die meine Frau und ich durchmachten. Einige Leute rieten uns, unsere Tätigkeit für eine Weile zu unterbrechen bis man uns vergessen hätte. Dafür müsste ich mich heute vor Gott und den Geschwistern im Osten schämen. Ich hätte nicht einmal das Recht, diese Erinnerungen aufzuschreiben. Natürlich waren wir so wachsam wie möglich. Bücher und Adressen, die mich hätten belasten können, bewahrte ich nicht in der Wohnung auf. Zu diesen gefährlichen Büchern gehörte zum Beispiel Sol-

schenizyns „Archipel Gulag“ in der deutschen Übersetzung und ein polnisches Verzeichnis der Arbeitslager und Gefängnisse in der Sowjetunion.

In dieser Situation half mir mein Freund František Ciesar. Er erzählte von der Zeit, als er Ende der 50er Jahre Prediger in Prešov war und Gott seinen Dienst segnete. Die Gemeinde wuchs und junge Leute kamen zum Glauben an Jesus Christus. Wegen seiner ausgedehnten Tätigkeit drohte ihm allerdings das Gefängnis. Andere Christen rieten ihm, seine evangelistischen Aktivitäten für eine gewisse Zeit einzuschränken. Er erzählte, wie er damals vor Gott auf die Knie ging und ihn bat, ihm Klarheit zu schenken. Da hörte er deutlich eine Stimme in seinem Herzen: Wenn du aufhörst, das Evangelium zu verbreiten, höre ich auf, dich zu segnen. Und so bekannte er auf den Knien: Herr, ohne deinen Segen kann ich weder meinen Dienst tun noch leben. Und er setzte seine Evangelisationsarbeit fort. Dieses Zeugnis half mir, die Zeit der Anfechtung und Unsicherheit zu überstehen. Ich bin Bruder Ciesar und vor allem Gott sehr dankbar für diese klare Weisung und seine Bewahrung.

Die Gäste aus dem Osten nahmen nicht nur Literatur, sondern auch Kleidung, Lebensmittel und andere Sachen mit, an denen



Ein Hilfstransport beim Zwischenhalt in Michalovce

in der Sowjetunion Mangel herrschte. Ich kann nicht erklären, wie wir das alles körperlich und finanziell bewältigten. Aber unser Herr ist reich an Gnade.

Ich war damals Prediger in der Gemeinde in Brünn, die mehr als 300

Mitglieder hatte und weitere 150 in zehn Außenstationen. Meine Frau hatte immer alle Hände voll zu tun. Alle Gäste waren im Gemeindehaus untergebracht, doch sie aßen immer bei uns. Vor meinem inneren Auge ziehen die Brüder und Schwestern vorbei, mit denen wir alles teilten. Es kam auch vor, dass sich in unserer Wohnung Gläubige aus dem Osten und aus dem Westen trafen, für die unser Land eine Brücke war, eine Brücke der Liebe. Ich danke meinem Herrn und bekenne, dass ich all dieser Güte und dieses Segens nicht würdig bin. Meine Frau und ich betrachten es als ein Vorrecht und eine große Gnade, dass wir in diesen Jahren des Umbruchs diesen Dienst tun konnten. Oft dachten wir dabei an die Worte des Apostels Paulus: „Darum, solange wir noch Zeit haben, lasst uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen“ (Galater 6,10).

Alte und neue Verbindungen in die Karpato-Ukraine

Dieses Gebiet war bis zum Ersten Weltkrieg Teil der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Nach dem Krieg kam es zur neu entstandenen Tschechoslowakei. Bis heute erinnern sich ältere Leute an die 20 Jahre zwischen den Weltkriegen, als sie zum ersten Mal Demokratie erlebten. In dieser kurzen Zeit geschah viel Gutes für die Bewohner dieser armen Region.

Damals erlebten die Bewohner der Karpato-Ukraine nicht nur volle Religionsfreiheit, sondern sie hörten durch Christen aus der Tschechoslowakei zum ersten Mal das Evangelium mit den biblischen Schwerpunkten: Bekehrung, persönliche Umkehr und Wiedergeburt, lauter Themen, die bis dahin in der Karpato-Ukraine wenig betont waren. Gott legte es František Urbánek, dem damaligen Prediger der Tschechischen Brüderunität, später der Brüdergemeinde, aufs Herz, dort Möglichkeiten zur Evan-

gelisation zu suchen. Er konzentrierte sich vor allem auf die Gegend um die Stadt Bockov. Dort gründete er eine Gemeinde, die bis heute besteht.



Das alte Gemeindehaus in Bockov



Gemeindehaus in der Karpato-Ukraine nach dem Hochwasser



Das Gemeindehaus in Bockov im Jahr 2000

Als die Tschechoslowakei in den Jahren 1938 und 1939 schrittweise aufgelöst wurde, besetzte Ungarn die Karpato-Ukraine. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Gebiet der Sowjetunion angegliedert. Heute gehört es zur Ukraine.

Durch die Abtrennung der Karpato-Ukraine von der Tschechoslowakei brachen die Kontakte für mehr als 50 Jahre ab. Nur wer dort geboren war besuchte von Zeit zu Zeit die zurückgebliebenen Verwandten. Die Situation wurde erst anders nach der Samtenen Revolution mit dem Ende der kommunistischen Herrschaft 1989.

Im Januar 1990 rief uns aus Bratislava eine Frau an und fragte uns, ob sie uns mit Prediger Podgurny und seiner Frau aus Bockov (Ukraine) besuchen dürfe. Zwei Stunden später

standen sie bereits vor unserer Tür. Wie gewohnt boten wir unseren Gästen aus dem Osten auch Kleidung, Schuhe, Lebens-

mittel und Literatur an. Da sie das bisher noch nie erlebt hatten, wussten sie gar nicht, wie sie reagieren sollten. Vielleicht hatten sie auch Angst, dass sie die Sachen bezahlen müssten.

Zur gleichen Zeit war auch Pastor Karl-Heinz Knöppel, der Präses der Freien evangelischen Gemeinden aus Deutschland bei uns zu Besuch in Brünn. Als er das alte und kaum noch fahrtüchtige Auto von Prediger Podgurny sah, nahm er sich vor, unseren Gästen einen neuen Gebrauchtwagen zu besorgen. Er hielt sein Versprechen. Ich betrachte dieses Zusammentreffen als symbolischen Akt. Auf der Brücke, die unser Land darstellte, trafen sich Ost und West. Damals ahnten wir nicht, welche weitreichenden und gesegneten Folgen diese Begegnung noch haben würde.

Einige Zeit später bat man mich, Mitarbeiter des Schweizer Missionswerks LICHT IM OSTEN⁴ mit einem Lastwagen mit Hilfsgütern in die Karpato-Ukraine zu begleiten. Wir trafen uns am österreichisch-slowakischen Grenzübergang. Über Ungarn fuhren wir weiter zur ukrainischen Grenze. Weder die Zollbeamten noch irgendeiner von uns hatte damals schon Erfahrung mit der Abfertigung von Lastwagen mit humanitärer Hilfe. Daher zog sich die Zollabfertigung an der Grenze in die Länge. Die Gemeinde in Bustino, wo bis heute Prediger Podgurny lebt, kannte ich und deshalb schlug ich vor, unsere ersten Hilfsgüter dorthin zu bringen. Wir parkten in seinem Hof und verstaute die ganze Ladung in seiner Garage.

Unsere Erfahrungen veranlassten uns in der Folge, in Bustino, dem geografischen Zentrum der Karpato-Ukraine, ein Zentrum für Humanitäre Hilfe zu errichten. Von dort aus werden die Spenden weiter verteilt. So geschieht es bis heute. Mit Unterstützung des schweizerischen Missionswerks wurden Lagerräume, Büros, Gästezimmer und Arztpraxen gebaut, in denen Bedürfni-

ge kostenlos behandelt werden. Abhängig ist die Hilfe von den jeweiligen Einfuhrmöglichkeiten für Arzneimittel aus dem Ausland. Das Gebäude grenzt an das 1991 eröffnete Gemeindehaus. Wie viele Hilfsgüter seitdem dorthin schon gebracht wurden, kann niemand mehr zählen.



Bau eines Gemeindehauses in Tjatschewo in der Karpato-Ukraine



Bustino im Jahr 1991 – Gemeindehaus und Zentrum für humanitäre Hilfe

Das Schweizer Missionswerk LICHT IM OSTEN erbrachte mit Hilfe der entgegenkommenden lokalen Behörden eine umfangreiche humanitäre Leistung. Es wurden damals fünf mobile Bäckereien eingerichtet, die die

Schweizer Armee kostengünstig zur Verfügung gestellt hatte. Das Missionswerk finanzierte Geräte und Transport, brachte sie mit ihren Lastzügen in die Karpato-Ukraine, baute sie auf und schulte das Personal. Die Bäckereien gehören den Gemeinden, denen sie zur Verfügung gestellt wurden. Einige Leute fanden dort Arbeit. Der durch den Brotverkauf erwirtschaftete Gewinn wird unter Armen und Bedürftigen verteilt. Das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter erzählt uns von sehr

effektiven Methoden humanitärer Hilfe. Jener Mann beschränkte sich nicht darauf, Erste Hilfe zu leisten, sondern er brachte den Verletzten in eine Herberge und kümmerte sich persönlich um ihn. Dann organisierte er einen weiteren Kreis von Helfern und finanzierte die ganze Aktion (Lukas 10, 33-35). Das war damals vorbildlich und ist es auch noch heute.

Der Bau von Gemeindehäusern und die wirtschaftliche Situation in der Ukraine

Bis Ende der 90er Jahre baute der Bund der Evangeliumschristen-Baptisten in der Ukraine ungefähr 500 Gemeindehäuser. In den letzten zehn Jahren des 20. Jahrhunderts wurden allein in der Karpato-Ukraine 30 Gemeindehäuser neu eröffnet. Viele fragen sich, wie es möglich war, trotz der schweren Wirtschaftskrise, trotz der hohen Arbeitslosigkeit, die an manchen Orten bis zu 70 % anstieg, so viele kirchliche Gebäude zu errichten. Der Hauptgrund ist das ungewöhnlich große Gemeindegewachstum. Während in diesem Gebiet vor dem Zweiten Weltkrieg nur etwa sieben bis zehn evangelikale Gemeinden bestanden, sind es inzwischen über 60.

Die Gemeindehäuser sind schlicht und einfach. Sie sind aber zweckmäßig. Eine Wohnung für den Gemeindeleiter gehört nicht dazu. Das hängt damit zusammen, dass fast alle Mitarbeiter den Dienst in der Gemeinde nebenberuflich leisten und daher selbst ein Haus oder eine Wohnung haben. Es gehört zum Brauchtum dieses Landes und seiner orthodoxen Tradition, dass trotz der Einfachheit der Ausstattung die Wände des Gemeindegewachstums immer bemalt und mit Bibelversen geschmückt sind.

Woher also haben die Gemeinden die finanziellen Mittel zum Bau der vielen Gemeindehäuser? In erster Linie erbringen die

Gemeindeglieder Eigenleistungen in erheblichem Umfang. Aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit haben viele Männer Zeit, beim Bau zu helfen. Einige stellen auch kostenlos Material, z.B. Holz oder Steine, zur Verfügung. Ausländische Gemeinden unterstützen viele Projekte materiell und finanziell. Auch Erträge aus den Bäckereien fließen mit ein. Die Bereitschaft der Gemeindeglieder, von ihren geringen Löhnen und Renten etwa abzugeben, ist anerkennenswert groß.

Die Baufinanzierung ruht also auf vielen Schultern und dafür sind wir sehr dankbar. Aber wir wissen, dass eine solche gewaltige Aufbauarbeit ohne die Gnade und den Segen Gottes nicht zustande käme. Es mag sein, dass jemand einwendet, ob denn Gemeindehäuser gebaut werden müssen, während Menschen in extremer materieller Not leben. Dann antworten sie: Wir könnten die Hilfe, die wir bekommen, auch gut zum eigenen Vorteil nutzen. Aber wir suchen zuerst das Reich Gottes. Das ist in unserem Fall der Bau von Gemeindehäusern.



Feier von tausend Jahren Christentum am Dnjepr in Kiew, 1988

Die wirtschaftliche Situation in der Ukraine ist sehr schwierig. Viele Menschen leben am Existenzminimum oder sogar darunter. Ein großes Problem ist die hohe Arbeitslosigkeit. Wer immer kann versucht Arbeit im Ausland zu finden. Aber schon eine Arbeitserlaubnis bekommt man nur durch einen Vermittler, der sich seine Dienste teuer bezahlen lässt, so dass sich das viele gar nicht leisten können.

In den letzten Jahren wurde die Gegend von katastrophalen Überschwemmungen heimgesucht. Das größte Hochwasser seit 100 Jahren war im März 2001. Dabei wurden Tausende Hektar Ackerland überschwemmt, zahlreiche Brücken mitgerissen und viele Kilometer Straße beschädigt oder weggespült. Die Leute fragen sich, was der Grund für diese Überschwemmungen ist. Die Antwort ist relativ einfach: Ganze Berghänge wurden abgeholzt, was jetzt zu Erosionen führt. Holz lässt sich gut in die westlichen Länder verkaufen und kaum jemand kümmert sich um die Wiederaufforstung.

Um das Bild der sozialen Lage abzurunden möchte ich daran erinnern, dass der durchschnittliche Monatsverdienst bei umgerechnet etwa 42 Euro, die Renten bei 12 bis 17 Euro und das Kindergeld bei 3 bis 6 Euro liegen. Ein Päckchen Zucker kostet 0,40 Euro, Butter 1,50 Euro, Teigwaren und Pflanzenöl 0,80 Euro. Eine Operation kostet zwischen 80 und 250 Euro. Es gibt gute Ärzte, doch ihre Arbeit muss man selbst bezahlen, genauso wie die Medikamente und den Aufenthalt im Krankenhaus. Der Staat deckt nur einen kleinen Teil der Kosten. Natürlich gibt es auch keine mit westlichen Ländern vergleichbare Kranken- und Sozialversicherung.

Auf die Frage, wie Menschen unter diesen Bedingungen leben können, weiß ich keine präzise Antwort. Aber ich habe es erlebt, dass sie sehr bescheiden leben. In den Dörfern versuchen

sie, für den Eigenbedarf und zum Verkauf so viel als irgend möglich selbst im Garten oder auf dem Feld anzubauen und zu ernten. Wenn sie die Möglichkeit haben, halten sie auch Nutztiere. In den Städten ist die Situation ungleich schwieriger.

Den Möglichkeiten entsprechend kümmern sich die Gemeinden um die Ärmsten. Ich selbst war einmal Zeuge, wie zwei Jungen den Diakon einer Gemeinde um Brot baten. Er gab ihnen zu essen und dann bekamen sie noch Brot nach Hause mit. Die Ernährung ist allerdings auffällig einseitig und ohne Vitamine, wodurch viele körperliche Mangelsymptome aufweisen.

Wenngleich die wirtschaftliche Situation in der Ukraine sehr schwierig ist, kann man sie dennoch nicht mit einigen afrikanischen oder asiatischen Ländern vergleichen. Ich hatte das Vorrecht, in der Ukraine einige Male Missionare zu begleiten, die auch in Afrika waren. Wenn die ukrainischen Geschwister ihre Berichte hörten und die Dias sahen, waren sie sehr erstaunt und sagten, sie hätten gedacht, sie seien das ärmste Land der Erde. Aber jetzt hätten sie gesehen, dass das nicht stimmt. Wie wichtig ist es doch, genau hinzusehen und zu vergleichen, damit man schätzt, was man hat. Ich habe in meinem Leben viel Armut gesehen. Ich rate allen Undankbaren, einmal in die Ukraine zu



Taufgottesdienst im Juni 1988

fahren und ein paar Dutzend Familien zu besuchen. Dann werden sie sich vielleicht schämen und das zu schätzen beginnen, was sie in ihrem Land haben.

Ich war nie Mitglied einer politischen Organisation oder einer Gewerkschaft. Dennoch bin ich vor kurzem der Gesellschaft der Freunde der Karpato-Ukraine beigetreten. Die Gesellschaft gibt sechsmal im Jahr eine Zeitschrift heraus. Darin las ich den Bericht eines slowakischen Missionars, der beschloss, in der Ukraine zu leben und armen Menschen zu helfen: „Damit ich nicht von dem Hass gefressen werde, den es hier zur Genüge gibt, muss ich Kraft aus dem Gebet schöpfen. Das bringe ich auch anderen bei. Ich bin Gott dankbar, dass ich hier bin, weil ich hier den Wert meines Lebens und meines Auftrags erkannt habe. Erst hier habe ich bemerkt, wie viel echter Glaube in mir ist. Bei den Menschen in den Bergen habe ich begriffen, was Glaube ist und worin das geistliche Leben eines Menschen besteht, wie wichtig es ist, persönliche Kontakte zu knüpfen und wie viel Kraft es einem gibt, wenn das gelingt. Für mich ist es sehr wichtig, alle zu lieben, dass ich für sie leben und mich für sie aufopfern will. Denn es zahlt sich aus, in ein Leben für andere zu investieren und es lohnt sich nicht, nur für sich selbst zu leben. Auch wenn man keine Anerkennung bekommt, auch wenn sie einem keinen Orden verleihen lohnt es sich trotzdem, andere zu lieben. Deshalb sage ich den Leuten: Es ist nicht wichtig, ob es eine Überschwemmung gibt oder nicht, aber es ist wichtig, dass unsere „Dokumente (das heißt der Glaube an den Herrn Jesus Christus als persönlichen Retter) für unsere Reise in den Himmel in Ordnung sind“, wenn wir sterben.“

Beziehungen zwischen den Kirchen

Vor den Christen in Osteuropa liegt in Bezug auf den Aufbau von Beziehungen zwischen den Kirchen noch ein langer Weg. Das gilt in Sonderheit für die Karpato-Ukraine. Den heutigen Stand kann man in etwa mit der Situation vergleichen, die in unserem Land nach dem Ersten Weltkrieg herrschte, als damals

viele Menschen ihre Konfession wechselten und sich viele an dem Schlagwort orientierten: Weg von Rom.

Im Juni 2001 besuchte Papst Johannes Paul II. die Ukraine. An den Gottesdiensten in Kiew und Lwiw (polnisch Lwow, deutsch Lemberg) beteiligten sich Millionen Menschen nicht nur aus der Ukraine, sondern auch aus dem benachbarten Polen und der Slowakei, Christen aus der Römisch-katholischen als auch der Griechisch-katholischen Kirche. Der Papstbesuch war in der Ukraine das Ereignis des Jahres. Doch gleichzeitig zeigte der Besuch auch, was der ukrainischen Gesellschaft fehlt: Freiheit, Toleranz, Annäherung und die Fähigkeit zur Vergebung. Man unterstellte Papst Johannes Paul II politische Gründe für seinen Besuch in der Ukraine. Als Pole wurde er verdächtigt, den polnischen Katholizismus und Nationalismus in der Westukraine, in der Gegend um Lwow, wiederbeleben zu wollen. Lwow war über Jahrhunderte das Zentrum polnischer Kultur und bis heute leben dort viele Polen.

Eine ähnliche Antipathie gegenüber dem Papst ist auch in der orthodoxen Kirche zu beobachten. Dennoch hoffen wir, dass fanatische Polemik über den Papst als Antichrist, der an der Trockenheit in der Ukraine schuld sei, eher die Ausnahme bleiben. Die Beziehungen zwischen der orthodoxen und der katholischen Kirche in der Ukraine scheinen sich zu verbessern. Während der Moskauer Patriarch ostentativ während des Besuchs des Papstes in der Ukraine nach Brest (Weißrussland) reiste, hat der Kiewer Patriarch den Besuch des Papstes begrüßt.

Um der Wahrheit willen muss ich hinzufügen, dass es den ökumenischen Beziehungen auch nicht hilft, wenn evangelikale Denominationen die orthodoxen Kirchen gering schätzen, in ihr nur ein Überbleibsel vergangener Zeiten sehen und meinen, sie hätten dem heutigen modernen Menschen nichts mehr zu

bieten. Natürlich ist es auch so, dass Orthodoxe und Katholiken die Evangelikalen für Sektierer halten, mit denen man für die Zukunft nicht rechnen könne. In einer solchen Atmosphäre kann keine Rede von irgend einer Form von Zusammenarbeit sein, geschweige denn, dass etwa Allianz-Gebetsabende stattfinden könnten. Wie sehr würde dieses Land geistliches Erwachen und eine Aufklärung brauchen!

Juden und Roma in der Karpato-Ukraine

Das Leben jüdischer Mitbürger in der Karpato-Ukraine lässt sich seit Mitte des 17. Jahrhunderts nachweisen. Damals flohen viele Juden wegen Verfolgung aus Polen unter anderem in die Karpato-Ukraine und siedelten sich hier an. Sie lebten sehr verstreut und konnten weder religiöse Gemeinden bilden noch Synagogen bauen.

Die erste jüdische Gemeinde wurde erst Anfang des 18. Jahrhunderts in Uschgorod gegründet. Damals gehörte das Land zur österreichischen Monarchie und die Lage der Juden war günstiger trotz des damals schon erkennbaren Antisemitismus. Zwar konnten Juden Grundstücke kaufen und Häuser bauen. Sie durften sich jedoch nicht zu ihrer Religion bekennen. Das wurde erst nach dem Ersten Weltkrieg möglich, als die Karpato-Ukraine zur Tschechoslowakei kam. Anfang der 30er Jahre stellten Juden 14 % der Einwohner. Unter dem Einfluss zionistischer Ideale erwachte in ihnen ein ausgeprägtes jüdisches Bewusstsein.

Als die Karpato-Ukraine während des Zweiten Weltkrieg an das Hitler unterstützende Ungarn angeschlossen wurde, begann die schlimmste Judenverfolgung. Sie hatte ihren Höhepunkt im März 1944. Von den 905.000 Juden vor dem Krieg überlebten nur etwa 10.000 den Holocaust. Viele Juden emigrierten, so-

bald sie konnten, nach Israel. Dennoch blieben einige auch im Land, weil sie nicht auswandern wollten.

Im Frühjahr 2001 besuchten wir eine jüdische Gemeinde in Mukatschewo mit etwa 400 meist alten und kranken Gemeindegliedern. Dort trafen wir einen Rabbiner aus Jerusalem, dessen Familie aus dieser Gegend stammte und der jetzt hilft, wieder religiöses Leben aufzubauen. Da diese Juden genau so wie andere alle mögliche materielle Hilfe benötigen, wendet sich die humanitäre Hilfe tschechischer Christen auch an sie.

Auch die Roma waren während des Zweiten Weltkriegs Opfer von Verfolgungen. Heute leben hier viele Roma, die zu den Ärmsten des Landes gehören, wenn es darunter auch einige Reiche gibt. Gott hat unter ihnen eine Erweckung geschenkt. Dazu gebrauchte er einen Mann aus der Stadt Korolevo unweit der ungarischen Grenze. Dieser Roma lebte in seiner Jugend ohne Gott in Trunksucht und Nichtstun. Doch dann traf er einen Christen, der ihm von Jesus erzählte. Nach einiger Zeit begann er, in die Versammlungen zu kommen. Er kam zum Glauben und ließ sich taufen. Aber da begann eine Zeit der Verfolgung durch die Kommunisten. Er und weitere gläubige Roma wurden eingeschüchert, mit Geldbußen belegt, verhaftet und zu Zwangsarbeit verurteilt. Er blieb seinem Glauben treu. Heute ist er Prediger einer Roma-Gemeinde in Korolevo, wo er gegenwärtig ein Gemeindehaus baut. Nach und nach entstanden und entstehen Dutzende von Romagemeinden, die meist zur „Gemeinde des lebendigen Gottes“ gehören.

Ich hatte einmal die Gelegenheit, an einer christlichen Roma-Konferenz in Mukatschewo teilzunehmen. Ich werde nie vergessen, wie sich dort das typische Roma-Temperament mit charismatischen Elementen zu einer unvergesslichen „lebendigen Atmosphäre“ vermischte.

Der Einfluss des Evangeliums zeigt sich ganz konkret im Leben der Roma. Zum Beispiel ist es bei den Roma undenkbar, dass ein Mann beim Putzen hilft oder Geschirr spült. Ein Glaubensbruder, den wir besucht haben, tat dies aber. Es ist auch nicht üblich, dass Frauen mit am Mittagstisch sitzen, wenn Gäste anwesend sind. Zudem leben die meisten Roma in Lagern, die an Ghettos erinnern. Früher war es gefährlich, sich dorthin zu wagen. Nicht mal die Polizei traute sich hin. Heute kann man unbesorgt hingehen und manche Einwohner lächeln einem sogar freundlich zu. In Mukatschewo steht das Gemeindehaus, das bei jedem Gottesdienst voll besetzt ist, mitten im Lager. Zu beklagen ist die hohe Arbeitslosigkeit unter den Roma als Folge der schlechten wirtschaftlichen Lage des Landes.

Hilfe für die Ukraine aus den westlichen Ländern

Wenn ich von Christen aus dem Westen höre, die Christen im Osten helfen, wird mir jedes Mal warm ums Herz. Es gibt sehr viele humanitäre Aktivitäten. Ich kann sie nicht alle beschreiben. Deshalb beschränke ich mich auf solche, die ich selbst miterlebt habe und bei denen ich durch Gottes Gnade mithelfen konnte.

Das Diakonische Werk der Brüdergemeinde unterhält schon seit längerer Zeit Kontakte zu unserer Schwesterkirche in Holland. 1992 besuchten uns Gäste aus Holland und hatten die Möglichkeit, auch die Not und Bedürfnisse der Gläubigen in der Karpato-Ukraine kennen zu lernen. Was wir ihnen erzählten, stieß auf großes Interesse. So begannen direkte Kontakte zwischen den Niederlanden und der Ukraine. Mehrere Male besuchten wir gemeinsam die Karpato-Ukraine. Die niederländischen Geschwister helfen zwei Predigerfamilien materiell und

finanziell und schicken etwa zwei Mal jährlich zwei Lastwagen mit qualitativ hochwertiger Kleidung. Zudem beteiligen sie sich auch finanziell am Bau von Gemeindehäusern.

Auch aus Deutschland kommt Hilfe für die Ukraine. Die Pastoren Karl Gerhard Köser und Manfred Eibach widmen sich vollzeitlich dieser Aufgabe im Auftrag des Bundes Freier evangelischer Gemeinden. Ich selbst konnte schon drei Mitglieder dieser Schwesterkirche in die Ukraine und nach Weißrussland begleiten. Einige Male besuchten wir auch das Ehepaar Wolfgang und Lisa Meyer aus Erdhausen in Deutschland, die beim Missionswerk *Ukraine-Moldawien-Rumänien-Hilfe e. V. Verein für humanitäre und diakonische Zusammenarbeit* tätig sind und seit Jahren in der Ukraine und anderen Ländern, die der Hilfe bedürfen, helfen.

Sechsmal hatte ich in den letzten Jahren die Möglichkeit, zwei von mir sehr geschätzte Christen aus der Schweiz nach Wolhynien zu begleiten. Einer ist Bergbauer, der andere ein ein-



Gemeinde der Evangeliumschristen-Baptisten in Wolhynien

facher Fabrikarbeiter. Sie sparen ein ganzes Jahr für ihre nächste Reise zur Gemeinde in Kowel (Wolhynien). Sie werden von keinem Missionswerk unterstützt und finanzieren die fast 2000 km weite Reise selbst. In Kowel helfen sie beim Bau des neuen Gemeindehauses, das das alte, sehr heruntergekommene Gebäude ersetzen soll. Ich begleitete sie als Reiseleiter und Dolmetscher und für uns alle sind diese Besuche sehr anregend.



Familie von Bruder Szturm aus Wolhynien, der den ersten Impuls für die Kontakte gab

Auch mit Ingulf Diesen aus Norwegen fuhr ich schon sechsmal in die Karpato-Ukraine sowie einmal nach Kiew. Er war früher Vorsitzender unserer Schwesterkirche in Norwegen und mehrere Jahre Leiter der dortigen Bibelschule. Er ist ein Freund unserer Kirche. Ich kenne ihn seit fast 40 Jahren. Wir sind durch eine feste brüderliche Freundschaft und in der Liebe Christi verbunden. Durch ihn kam auch aus dem Norden Hilfe und zwar nicht nur materiell, sondern auch dadurch, dass einer unserer Brüder die Bibelschule in Norwegen besuchen konnte. Auf diese Weise gewannen wir einen fähigen Mitarbeiter, der nun nach Abschluss seines Studiums in Luzk (Wolhynien) als Prediger wirkt und ein hervorragender Helfer und Fremdenführer für Gäste nicht nur aus Norwegen, sondern auch aus den englischsprachigen Ländern ist, da er norwegisch und englisch spricht. Auch ein Besuch von jungen Leuten und Studenten aus Norwegen in der Ukraine war ein voller Erfolg.

Weitere Begegnungen, die mein Leben bereicherten

Auf meinen Reisen nach Ost und West traf ich viele Persönlichkeiten und Menschen des Glaubens. Von einigen sprach ich schon, andere will ich noch erwähnen. Dennoch wird es nur eine Auswahl sein, da ich nicht alle Begegnungen beschreiben kann, wenn sie mich auch tief beeindruckten.

So traf ich Bruder Alexander Sawtschenko aus Mariupol am Asowschen Meer (Russland), der in einer Person Arzt, Schriftsteller, Prediger und Redakteur der christlichen Zeitschrift „Protestant“ ist. Bis heute kann ich mir nicht erklären, wie er alle diese Aufgaben bewältigt. Er ist auch im Ausland bekannt. Zudem ist durch einen schweren Unfall behindert und nicht ganz gesund.

Nikolaj Welitschko war und ist Prediger in Kiew (Ukraine). Er wurde seinerzeit auch ständig vom KGB beobachtet, tat aber unerschrocken seinen Dienst. Ich war einmal bei einem Taufgottesdienst dabei, der noch in der Zeit der politischen Entspannung 1986 an einem See bei Kiew stattfand. Die ganze Gemeinde kam zur Tauffeier. Die Musik spielte, der Chor sang und nach und nach kamen die Leute aus der Umgebung, teils von der Musik angelockt, teils aus Neugierde. Er hatte deshalb eine evangelistische Predigt vorbereitet. Wir durften es damals erleben, dass ein ehemaliges Mitglied des KGB um Vergebung bat! Er reagierte auf den Aufruf, all diejenigen mögen nach vorne kommen, die umkehren und die Erlösung durch Jesus Christus annehmen wollten. Er bat jetzt um Vergebung und bekannte, dass er Christen geschadet und die Gemeinde Gottes bekämpft habe. Bruder Welitschko reagierte darauf mit dem Satz: „Wir vergeben Ihnen, aber Sie müssen Gott bitten, dass er Ihnen auch vergibt.“ Der Mann kniete sich hin und bat mit seinen eigenen Worten, wie er es eben konnte, um Vergebung seiner Sünden. In den 70er Jahren besuchte uns Schwester Denisjuk aus Kowel

mit ihrer Tochter. Damals konnten wir nicht ahnen, wie sich ihr Leben entwickeln würde. Inzwischen wirkt sie seit mehreren Jahren als Missionarin im nordöstlichen Teil Sibiriens in Tschukotka. Im Sommer steigt dort die Temperatur selten über den Gefrierpunkt. Die Tschuktschen haben vorher noch nie vom Evangelium gehört und die Arbeit unter ihnen ist schwierig. Sie glauben an gute und böse Geister und ihre Religion ähnelt einer pantheistischen Weltanschauung. Inzwischen ist dort eine kleine christliche Gemeinde entstanden. Die nächste christliche Gemeinde ist in Jakutien, rund 1000 km entfernt. Einer der Brüder hatte einmal eine so große Sehnsucht nach Gemeinschaft mit anderen Christen, dass er sich zu Fuß auf eine 14tägige Reise machte und in einer Jahreszeit, in der die Temperatur auf unter 40 Grad sank, im Freien übernachtete. Wie uns dieser einfache Bruder beschämt!

Trotz der sehr ungünstigen Umstände gelangte Humanitäre Hilfe auch in diese Gegend. Das Missionswerk „Licht des Evangeliums“ schickte einen Lastwagen mit Hilfsgütern aus der Stadt Mirnyj, die 8000 km entfernt liegt. Sie waren zwei Monate unterwegs. Das lag nicht nur an den sehr schlechten Straßen, sondern auch daran, dass sie häufig anhielten, um Dörfer zu besuchen und den Leuten das Evangelium zu verkündigen. In Tschukotka blieben sie dann 12 Tage. Sie hielten täglich Versammlungen und führten Gespräche mit den Leuten und auch mit dem örtlichen Schamanen, dem Zauberer.

Natürlich ist das Leben in Tschukotka für Missionare aus Europa alles andere als idyllisch. Schwester Denisjuk schreibt in ihren Berichten häufig von Kämpfen und Depressionen und bittet um Gebetsunterstützung.

Ich erinnere mich an einen Besuch in der Karpato-Ukraine 2001. Wir fuhren mit einem Bus, um die Roma in Mukatschewo zu besuchen, wo die bereits erwähnte Konferenz der „Gemeinde

des lebendigen Gottes“ stattfand. Wir hatten mit einander verabredet, dass sie Unterkünfte für 22 Personen besorgen sollten, doch als wir ankamen, zeigte sich, dass nichts vorbereitet war. Es war schon spät am Nachmittag und wir berieten, was zu tun sei. Schließlich fuhren wir in ein nahegelegenes Dorf zu einem Bekannten. Seine Frau und er begrüßten uns herzlich und versicherten uns, dass wir keine Sorge zu haben bräuchten. Sie würden sich um alles kümmern. Er fuhr mit uns durchs Dorf und hielt an einzelnen Häusern an, um den Leuten zu sagen, dass er Gäste zu ihnen schicken würde. Sie sollten die Unterkunft vorbereiten. Wir lachten, als er einem Jungen zurief: „Sag deiner Mutter, dass ihr vier Gäste für die Nacht haben werdet.“ Dann fuhr er weiter. Wir waren uns einig, dass so etwas nur im Osten möglich ist. Wir hätten uns erst auf alles vorbereiten müssen. Es war für uns eine anschauliche Lektion in Gastfreundschaft.

Zwei Dienstreisen und eine halbdienstliche Reise in die Sowjetunion

Als sich die Lage in der Sowjetunion in der zweiten Hälfte der 80er Jahre zu entspannen begann, war der Regierung sehr daran gelegen, ihre Stellung in der übrigen Welt zu verbessern. Damit war auch eine größere Freiheit für die christlichen Gemeinden verbunden, was sich beispielsweise darin zeigte, dass es leichter und normal wurde, Gäste aus dem Ausland zu empfangen. In Moskau lösten sich damals Delegationen aus der ganzen Welt ab.

Ich fuhr zweimal zu einem offiziellen Besuch in die Sowjetunion, beide Male als Dolmetscher mit einer drei Mitglieder umfassenden Delegation unter der Leitung des Vorsitzenden unserer Kirche, Prediger Jan Urban. Bei unserer ersten Reise fuhren wir nach Moskau und von dort weiter nach Süden. Wir besuchten

Jalta auf der Halbinsel Krim, wo im Februar 1945 die denkwürdige Konferenz der drei Großmächte Sowjetunion, Großbritannien und USA stattgefunden hatte. Dort war der Plan für die Teilung Europas entstanden, eine Teilung, die ein halbes Jahrhundert andauerte. In Jalta besuchten wir auch eine Gemeinde, deren Prediger Vater von 17 Kindern ist. In russischen christlichen Familien, besonders in Predigerfamilien, sind zehn oder zwölf Kinder keine Ausnahme.

Von Jalta aus flogen wir in die georgische Hauptstadt Tiflis. Dort waren wir von der hohen Kultur dieses Volkes, seinen Kirchen und Festungen, Bergen und Felsen überrascht. Wir nahmen an mehreren Versammlungen in russischer, georgischer und armenischer Sprache teil. Unvergesslich ist mir ein Ort am Ufer des Flusses Kura, wo im Jahr 1867 Nikita Woronin getauft worden war. Dieses Ereignis gilt als Beginn der großen Erweckung im zaristischen Russland.



Alma-Ata (1988) – Erntedankfest

Kirchenhistoriker erklären, dass sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts drei „Flüsse“: Georgien und der ganze Kaukasus, die Ukraine und St. Petersburg zu dem mächtigen Strom einer Erweckungsbewegung vereinigten.

Im Kaukasus entstand die erste Baptistengemeinde Russlands.

In der Ukraine kam es zu einer Erweckung unter dem Einfluss deutscher Kolonisten, die sich im Unterschied zu den russischen und ukrainischen Einwohnern frei zu Gottesdiensten treffen konnten. Unter den ersten, die zum Glauben kamen, war Bruder Ratuschnyj, der das Evangelium überall verkündigte, wo sich ihm die Gelegenheit bot. Die Erweckung war nicht aufzuhalten. Auf heftigen Widerstand stießen die Brüder jedoch durch ihre Taufpraxis des Untertauchens.

Nach St. Petersburg kam die Erweckung durch die englische Evangelisationsarbeit unter russischen Adligen. Als wir mit den Brüdern in Tiflis am Ufer der Kura standen, dankten wir Gott für den tapferen Woronin und andere, die sich für die Verbreitung des Evangeliums in Russland eingesetzt haben.

Unsere zweite offizielle Reise führte nach Moskau und von dort in die kasachische Hauptstadt Almaty und die usbekische Hauptstadt Taschkent. Wir lesen in der Bibel, dass Hiob im Land Uz lebte. Einige vermuten, dass Usbekistan damit gemeint sei. Je weiter wir nach Osten kamen, desto intensiver trafen wir auf die moslemische Welt. Als wir in eines der Zentren des Islam, in das orientalische Samarkand, kamen, fanden wir das kleine Gemeindehaus der Baptisten in einer heruntergekommenen Straße am Stadtrand. Als wir die Gottesdienstbesu-



Besuch von Earl Poysti und Frau in Brest, Weißrussland

cher sahen, war uns klar, dass wir die vorbereitete anspruchsvolle Predigt nicht halten sollten. Diese Menschen benötigten das einfache Evangelium und persönliche Zeugnisse zur Ermutigung, so wie es der Apostel Paulus auf seinen Missionsreisen vorgemacht hat.



Der Autor Stanislaw Heczko mit Sohn Konrad in Rostow am Don

Über Moskau flogen wir nach Prag zurück, dankbar für das Geschenk dieses Besuchs bei unseren Glaubensgeschwistern in Zentralasien.

Ich will noch eine besondere halbdienstliche Reise nach Weißrussland im Jahr 1989 erwähnen. Prediger Jan Urban wollte seinen Freund Iwan Bukaty besuchen, der Prediger in Minsk und Leitender Ältester für ganz Weißrussland war. Mit uns fuhr auch Jan Asszonyi, der Enkel von Prediger Urban, Student an der Theologischen Fakultät in Prag. Wir predigten in der Gemeinde und besuchten auch das Mahnmal für den Völkermord durch das Hitlerregime im Jahr 1941 an der sowjetischen Bevölkerung im Dorf Chatyn. Dort gibt es eine Liste der Dörfer und Städte, die die Deutschen dem Erdboden gleichmachten und in denen sie einen Großteil der Bevölkerung ermordeten. Allerdings erinnerte uns Chatyn an einen anderen Ort in der Nähe von Smolensk mit Namen Katyn, in dem mehrere tausend polnische Offiziere ermordet wurden, die im Herbst 1939 in sowjetische Gefangenschaft geraten waren. Wurde hier versucht, die öffentliche Meinung durcheinander zu bringen? Die Sowjets jedenfalls gaben bis zur Zeit Gorbatschows fälschlicherweise den Deutschen die Schuld an der Bluttat in Katyn.

Wir besuchten auch Leningrad, das heutige St. Petersburg, einst Sitz der russischen Zaren und Peterhof, das dem französischen Schloss Versailles in nichts nachsteht. Da wir keine direkte Flugverbindung nach Prag bekamen, legten wir auf dem Rückflug einen Zwischenhalt in Ostberlin ein und trafen uns dort mit den Leitern unserer Schwesterkirche. Man konnte die große politische Anspannung regelrecht in der Luft spüren und die Brüder sagten einhellig, dass bald etwas passieren müsse. Und so geschah es auch. Die totalitären Regimes in den osteuropäischen Staaten brachen nach einander zusammen.

Jan Asszonyi beendete sein Studium in Prag und wurde Prediger einer Gemeinde in Prag-•i•kov, arbeitete dann eine Weile als Militärkaplan in Jugoslawien und wurde im März 2003 zum Leiter der Gemeinde in der Kounicova-Straße 15 in Brünn gewählt. Diese Stelle trat er im Sommer 2004 an. Wann immer wir uns treffen, erinnern wir uns an die gemeinsame Reise.

Zwei Reisen in die Vereinigten Staaten von Amerika

Einige unserer besten Freunde in der Sowjetunion entschlossen sich nach dem Zusammenbruch des Kommunismus, in den Westen auszuwandern. In den schwierigen Zeiten hatten wir ihnen so gut wir konnten geholfen und einige Male hatten sie uns besucht. Als sich dann die Grenzen öffneten bekamen meine Frau und ich 1998 eine Einladung von russischen und ukrainischen Christen, die jetzt in Kalifornien lebten, sie zu besuchen. Ich nahm die Einladung gerne an und flog mit meinem jüngsten Sohn Konrad in die USA.

Ich kann nicht alle Begegnungen, die wir während dieser Reise hatten, beschreiben. Wir trafen nicht nur die russischen Glaubensgeschwister, die in die Vereinigten Staaten ausgewan-

dert waren, sondern auch Amerikaner, die an die Bedürftigsten in unserer Heimat denken und ihnen zu helfen versuchen. Ich freute mich zum Beispiel sehr über ein älteres Ehepaar, das von seiner Rente mehr als den Zehnten beiseitelegt, um den Bau von Gemeindehäusern in der Ukraine zu unterstützen.

Unsere erste Reise führte uns nach Los Angeles, wo eigenständige russisch-ukrainische Gemeinden entstanden sind, weil nicht nur die sprachlichen Barrieren, sondern auch die unterschiedlichen Auffassungen von einem christlichen Lebensstil unüberwindbar scheinen.

Auch die Stadt Santa Barbara an der Pazifikküste besuchten wir. Wir trafen Vera Kuschnir, die Tochter von Leon Rosenberg, dem Gründer der amerikanisch-europäischen Bethel-Mission. Dieser Mann ist im zaristischen Russland in einer orthodoxen jüdischen Familie geboren, kam zum Glauben und gründete die erste messianische Gemeinde der Welt. Doch sein Weg zum Licht des Evangeliums und dann mit Jesus war von großem Leiden gesäumt.

Ein besonderes Erlebnis war ein Gottesdienst mit Louis Palau, der uns 1990 in Brünn besucht hatte, wo sich unser Sohn Konrad bei einer seiner Evangelisationspredigten für Jesus entschied. Louis Palau stammt aus Argentinien und spricht deshalb muttersprachlich Spanisch. Im Anschluss an die englischsprachigen Gottesdienste führt er deshalb Gespräche mit den Spanisch sprechenden Gastarbeitern aus Mexiko.

Auf der Rückreise konnten wir einige Tage in Minneapolis/ Minnesota, dem Sitz der Billy Graham Association, verbringen. Wir besuchten auch ein Ferienlager für Kinder und Jugendliche in der Nähe der kanadischen Grenze in einer Wildnis, in der es frei lebende Bären gibt. Es waren einfache Unterkünfte ohne

elektrischen Strom, natürlich auch ohne Telefon, einfach weit weg von jeglicher Zivilisation. Die Gemeinden bemühen sich intensiv darum, Kinder und Jugendliche zu erreichen, um sie vor den Verführungen und Gefahren der Welt zu bewahren.

In der Stadt Syracuse besuchte ich einen Freund, einen Bruder in Christus, dem in der Sowjetunion in den 50er Jahren das Gefängnis oder das Straflager drohte. Es gelang ihm und seiner Frau, in die Bundesrepublik Deutschland und von dort in die Vereinigten Staaten zu fliehen. Nie zuvor hatte ich in einer Privatwohnung so viele Bücher gesehen.

Ich versuchte während dieser Reise, Christine Selody zu finden, die Schwester von Mary Selody, die vor dem Zweiten Weltkrieg einige Jahre als Missionarin in der Karpato-Ukraine tätig war. Viele Menschen hatten sie sehr ins Herz geschlossen. Unter anderem gründete sie dort auch ein Kinderheim. Als die Kommunisten an die Macht kamen, wurde ihr Haus konfisziert und viele Jahre war darin eine Grundschule untergebracht. Weil das Gebäude langsam verfiel, wurde die Schule aus Sicherheitsgründen von den Behörden geschlossen.

Nach dem Ende des Kommunismus wollte die christliche Gemeinde das Gebäude wieder instandsetzen, hatte aber kein Geld. Ich traf Christine Selody tatsächlich in Ashford und erzählte ihr, wie einfach die Menschen in der Ukraine leben. Als ich ihr während unseres Gesprächs sagte, ich habe ein Buch ihrer Schwester, strahlte sie und bevor ich das leidige Thema Geld ansprechen konnte, fing sie selbst damit an. Schließlich gab sie mir, einem ihr Unbekannten, mehrere tausend Dollar für die Arbeit in der Ukraine. Nach meiner Heimkehr fuhr ich mit dem Geld in die Ukraine. Die Freude der Brüder kannte keine Grenzen.

Als ich ein Jahr später wieder in die USA kam, schickte mir Christine Selody noch einmal Geld. Inzwischen ist die Renovierung des Gebäudes in der Karpato-Ukraine abgeschlossen und es hat seine Arbeit als Jugendzentrum aufgenommen.

Meine zweite Reise nach Amerika unternahm ich 1999 und zwar als Antwort auf eine Einladung zu einer Konferenz in Ashford. An der Konferenz nahmen Christen aus den USA und Kanada teil, aber auch Emigranten aus Russland und der Ukraine. Wir hörten Vorträge und erhielten Informationen über das Leben der Gemeinden auf der anderen Seite des Atlantik, aber es gab auch Raum für die Geschwister aus Osteuropa. Ich selbst hatte Gelegenheit, von unseren humanitären Aktivitäten zu berichten. Der Redner vor mir erzählte aus seinem Leben als Christ in Moldawien. Einleitend bemerkte er, er sei 17 Jahre in eine Bibelschule gegangen. Er schwieg einen Moment, ehe er bedeutungsvoll hinzufügte: in Sibirien. Mit einer solchen Demut und Dankbarkeit gegenüber Gott erinnern sich viele Christen an die Jahre, die sie in kommunistischen Arbeitslagern und Gefängnissen verbracht haben. Er besuchte uns später auch in unserer Gemeinde in Brünn und wir hatten viele gute Gespräche miteinander.

Damals besuchte ich in den USA Chicago, New York und Florida. Ich traf dort Freunde, die uns früher besucht hatten, auch Prediger aus Europa, die jetzt an amerikanischen Bibelschulen studierten. Viele Begegnungen kamen für mich ganz unerwartet. Die Welt erschien mir wie ein großes Dorf.

Ich muss noch eine offene Frage stellen, nämlich die Frage, warum so viele gläubige Familien aus der Sowjetunion in die USA auswanderten, gleich nachdem mit Gorbatschows Perestrojka die Religionsfreiheit in Osteuropa gewährleistet war. Ich persönlich weiß nicht einmal, wie viele es waren, die mit ihren Familien auswanderten. Es mögen einige Tausend gewesen sein.

Darunter sind auch Familien von Predigern und Gemeindeleitern. Warum blieben sie nicht in ihrer Heimat, in der es heute eine so große Ernte gibt, gesät von den Märtyrern der Kirche Christi? Früher sagte man immer, das Blut der Märtyrer sei der Same der Kirche.⁵ Menschlich beurteilt fehlt nur ein kleiner Schritt, sie zu verurteilen und zu kritisieren, aber nichts ist schwarzweiß.

Ein Mann, der jahrelang in der Sowjetunion im Gefängnis saß, bat mich einmal, wir sollten ihn in Europa nicht verurteilen. Er sagte mir wörtlich: „Durch Gottes Gnade konnte ich all diese Jahre meinem Herrn dienen und ich betrachtete das Gefängnis als einen Teil meines Lebens. Jetzt bin ich alt und kriege keine Rente, weil ich niemals irgendwo angestellt war. Ich bin immer nur Prediger und Häftling gewesen. Jetzt bin ich krank. Als mir die Brüder das Angebot machten, in die USA auszuwandern, habe ich mich nach einem harten inneren Kampf für die Emigration entschieden“.

Natürlich galten nicht bei allen die gleichen Motive. Einige von ihnen bereuen es heute, dass sie auswanderten, besonders die Familienväter, deren Kinder in die Welt gingen und die christlichen Gemeinden verlassen haben. Aber dürfen wir über sie urteilen? Ich masse mir das jedenfalls nicht an, weil ich dazu kein Recht habe und weil ich nicht weiß, wie ich mich selbst verhalten hätte, wenn diese Frage auf mich und meine Familie zugekommen wäre.

Überlassen wir das Urteil Gott, der auch ihr Auswandern für sein Werk gebrauchen kann. Zu den Emigranten gehört zum Beispiel auch Josef Bondarenko, der 1998 nach Amerika ging. Die Gemeinde, in der er jetzt Dienst tut, wächst und wächst und es kommen in jeder Versammlung Menschen zum Glauben. Darunter sind auch Amerikaner, die von dem Glauben und

Frömmigkeitsstil der russischen und ukrainischen Gemeinden beeindruckt sind. Gott wird es einmal alles letztendlich bewerten.

Rückblick auf mein Leben

Ich schaue auf mein Leben zurück. Längst habe ich die erste Grenze des Lebens überschritten, von der der Psalmist spricht (Psalm 90). Ich bin 1929, an der Schwelle der großen Wirtschaftskrise des 20. Jahrhunderts, geboren. Ich erinnere mich an 1935, an das Begräbnis Josef Pilsudskis, der nach dem Ersten Weltkrieg den polnischen Staat gegründet hatte und an die Beerdigung des tschechoslowakischen Präsidenten T. G. Masaryk im September 1937. Am 30. September 1938 kam ein Teil des Teschener Lands zu Polen. An den ersten Tag des Zweiten Weltkriegs erinnere mich, als sei er erst gestern gewesen. Ich freute mich auf das Ende des Krieges. Dann kam 1948. Die Ereignisse des Februars zogen über unser Land hinweg und ich begann zu begreifen, was sie für unsere Zukunft bedeuten. 1968 überfiel uns die Invasion sowjetischer und anderer „befreundeter“ Truppen. Und endlich 1989 die umwälzenden historischen Ereignisse, als die Macht des Kommunismus in unserem Land gebrochen wurde. Fantastisch die Wahl von Vaclav Havel zum Präsidenten der Republik und die Wahl seines Nachfolgers, Präsident Vaclav Klaus im Jahr 2003. Ich gehöre nicht zu den ältesten Bürgern in unserem Staat und kann mich daher nicht an den Ersten Weltkrieg erinnern. Doch waren es nicht wenige Umwälzungen, die ich miterlebt habe.

Ich schaue auf mein Leben zurück und verneige mich tief vor Gottes Heiligkeit. Zudem muss ich immer daran denken, wie meine Mutter in großer, für die heutige Generation unbegreiflicher Armut lebte. „Hat nicht Gott erwählt die Armen in der

Welt, die im Glauben reich sind?“ (Jakobus 2,5a). Die Tore des Reiches Gottes stehen auch den Wohlhabenden offen, damit sie im Glauben reich werden und mit ihrem Besitz zur Verbreitung der Frohen Botschaft von Jesus Christus beitragen. Meine Großmutter mütterlicherseits wurde 97 Jahre alt. Sie konnte nicht schreiben, aber lesen. Ihr ganzes Leben lang las sie nur in der Bibel und im evangelischen Gesangbuch.

Ich knie vor der Majestät meines persönlichen Retters und Herrn, Jesus Christus, nieder. Ich danke ihm für seinen Tod und seine Auferstehung und dafür, dass er mich so wunderbar auf den Weg des Glaubens und auf den Weg des Dienstes berufen hat. Ich bin all dieser Güte und Liebe Gottes nicht würdig!

Als ich diese Skizzen aus meinem Leben aufschrieb, dachte ich in erster Linie an meine nächsten Verwandten, meine Frau, meine Söhne mit ihren Familien und meine Enkel. Ich danke Gott, dass meine Frau und ich so viele Jahre gemeinsam durchs Leben gehen und dem König der Könige dienen konnten. Für dieses Geschenk Gottes bin ich dankbar. Werden wir unsere Goldene Hochzeit erleben? Das wäre sehr schön.

Vielleicht werden meine bescheidenen Erfahrungen für jemand nützlich sein. Deshalb möchte ich an ein paar biblische Grundsätze erinnern. Ich wurde elfmal von meiner Kirche an einen bestimmten Ort berufen und jedes Mal sagten meine Frau und ich dazu Ja. Von Anfang an waren wir uns einig, regelmäßig den Zehnten für das Reich Gottes zu geben. Zudem öffneten wir unsere Wohnung für Gäste, weil wir keinen Besuch von Engeln verpassen wollten (Hebräer 13,1-2).

Ich leugne nicht, dass ich einen Teil meines Herzens in den osteuropäischen Ländern gelassen habe. Geistlich habe ich viel durch die Kontakte zu Gemeinden und zu einzelnen Personen



Nowosibirsk, 13.8.1988

aufzählen, die im Laufe der Jahre entstanden und gewachsen sind. Auch unsere Kirche bemühte sich in den vergangenen Jahren nach Kräften, Kleidung und finanzielle Mittel für humanitäre Hilfe zu sammeln. Besonders aktiv war die Gemeinde in der Kounicova-Straße 15 in Brünn. Bereits dreimal organisierte das Diakonische Werk des Rates der Brüdergemeinde eine Päckchenaktion unter dem Motto „Weihnachtsfreude für die Ukraine“. 2003 konnte ich als Mitglied einer Lastwagen-Besatzung an einer Fahrt in die Ukraine teilnehmen.

In meiner Heimat, dem Teschener Land, bemüht sich besonders die schlesische Diakonie, die sich einen guten Namen gemacht hat. Auch unsere Gemeinden sind in diesem Bereich aktiv, besonders die Gemeinde in Tišín. Am 1. April 2003 wurde eine weitere Stiftung gegründet – „Tišínské Slezsko pro Podkarpatskou Rus“ (Tišínski Schlesien für die Karpato-Ukraine) mit Sitz in Tišín.

gewonnen. Und immer motivierte mich mein Erleben für meine Aufgabe als Pastor. Ich bin dankbar, dass auch in unserem Land inzwischen einige Stiftungen und Organisationen tätig sind, die auf angemessene Weise denen helfen, die weniger haben als wir. Ich konnte nicht alle Aktivitäten



Letland

Manchmal haben mich Freunde aus den westeuropäischen Ländern gefragt, wer mein Nachfolger sein wird. Das weiß ich nicht. Aber Gott hat ohne mein Zutun in so vielen Christen den Wunsch geweckt, den Armen zu helfen, dass ich mich sehr darüber freue. Ich bin mir auch bewusst, dass Gott selbst sich um sein Werk kümmert. Das gilt für alle Bereiche des Reiches Gottes. Wir kleinen Leute sind immer ersetzbar. Nach uns kommen vielleicht bessere Arbeiter, als wir es waren.

Ich bin der Güte und Treue Gottes nicht würdig. Ich bitte Gott um Vergebung für alle Momente, in denen ich nicht treu, konsequent und opferbereit genug war. Wir haben nur ein Leben. Was nicht gut war, kann man nicht ungeschehen machen. Aber ich glaube an die Vergebung. Ich bete für alle meine Lieben: für meine Frau, meine Söhne, meine Schwiegertöchter und Enkel. Unser Ziel ist die ewige Herrlichkeit in der Gegenwart dessen, der für uns starb und vom Tod auferstand. Das ist der Herr Jesus Christus, mein Erlöser.

Vielleicht liest diese Lebenserinnerungen jemand, den ich nicht genug geliebt habe, den ich verletzt habe oder dem ich auf andere Weise kein Vorbild war. Ich bitte ihn oder sie um Vergebung.

Der bekannte Evangelist Spurgeon wurde einmal gefragt, was er erwarte, wenn er einmal vor dem Thron des höchsten Richters stehen werde. Seine Antwort war kurz: „Gnade.“ Der Fragende hatte vielleicht daran gedacht, die Antwort Spurgeons würde lauten: „Die Krone des Lebens!“

Auch ich möchte zu denen gehören, die Gnade erwarten denn: Alles ist Gnade, von der Wiege bis zum Grab und sogar über das Grab hinaus.

Anmerkungen

¹ Eine Postille ist ein Buch mit Lesepredigten

² Darunter verstand man die Anpassung aller gesellschaftlichen Kräfte an die sozialistische Idee

³ Siehe Fußnote 2 auf Seite 38

⁴ LICHT IM OSTEN Schweiz (Sitz in Rämismühle) wurde 1920 gleichzeitig mit LICHT IM OSTEN Deutschland (Sitz in Korntal) gegründet.

⁵ Der Satz stammt von Tertullian (150–230)

